

Wahlmachts-Natter



DAHEIM

er-  
er-  
ung  
der  
an-  
ird  
ung  
ns,  
im  
far-  
ann  
füll  
auf-  
gen  
am  
erm  
  
des  
od-  
uge  
hen  
ich-  
bon  
tte  
alle  
dafi  
per-  
of-  
of-  
ber  
um  
  
e e-  
ns,  
un-  
in  
das  
ge-  
er f  
ns  
die  
sich  
be-  
was  
hä-  
llen  
Sti-  
ur-  
nde  
be-  
entf  
dafi  
lei-  
are,  
der  
os,  
er-  
al-  
um  
er-  
  
ft-  
in  
mit  
ab-  
fin-  
er-  
fin-  
sta  
doci  
ind  
sach  
i in  
luis  
und  
and  
men  
sien  
ha-  
n R  
Rit-  
he-  
644  
lure  
14-  
Ter  
tene  
tam  
kul-  
  
von  
olf  
us.

# Weihnachtsnummer des Daheim.

XIV. Jahrgang.

Ausgegeben am 22. Dezember 1877.

1878. N. 12.

## Ein Weihnachtsgruß

vom Daheim.

Von daheim ein Weihnachtsgruß —  
Welch ein Fest im fremden Lande!  
Ueber Berg und Thal und Fluß  
Fühlt man süße Liebesbände,  
Wenn der Mutter Weihnachtspenden,  
Wenn des Vaters Christgeschenk  
Botschaft in die Ferne senden:  
Deiner ist man eingedenk!

Von daheim ein Weihnachtsgruß!  
Selbst im rauhen Kriegsgetümmel  
Wärmt er wie ein Mutterfuß,  
Tröstet wie ein Strahl vom Himmel;  
In den öden Feldbaracken  
Stehn die Krieger stillbeglückt,  
Aufzuschütten, auszupacken,  
Was von Haus die Liebe schickt.

Von daheim ein Weihnachtsgruß!  
Nächte wacht die Mutterliebe,  
Weil sie treulich sorgen muß,  
Daß nicht Eins vergessen bliebe;  
Hunderttausend Küsse gerne  
Schlösse sie der Post mit ein,  
Daß der Lieblich in der Ferne  
Spüren soll: ich denke Dein!

Von daheim ein Weihnachtsgruß!  
Heilige Nacht mit deinen Kerzen,  
Warum labt kein Festgenuß  
So wie du der Menschen Herzen?  
Warum rührst du stets mich wieder,  
Daß ich selig weinen muß? —  
Sind nicht deiner Engel Lieder  
Von daheim ein Weihnachtsgruß?

Vom Daheim ein Weihnachtsgruß —  
Seht ihn denn auch hier geschrieben;  
Nehmt ihn zu des Jahres Schluß,  
Nehmt ihn freundlich auf, ihr Lieben!  
An viel tausend liebe Thüren  
Klopft er mit dem Christgeschenk;  
Wer uns hold ist, soll es spüren:  
Deiner ist man eingedenk!

Karl Gerol.

## Das Kind des Landwehrmannes.

Eine Weihnachtsgeschichte von Theodor Hermann Pantenius.

Nachdruck verboten.  
Gel. N. 11. / VI. 70.

Langsam und trübe kam der Wintermorgen heran. Dichter Nebel umhüllte die Kirchen und Häuser der Weltstadt, lagerte auf den Plätzen und Straßen und umfing kalt und naß die geschäftig dahin eilenden Menschen. Und doch war alles schon voll Leben, wogte alles schon durcheinander, wie sonst wohl erst zu viel späterer Stunde. Heute war jeder beschäftigt, hatte keiner Zeit, ging niemand mit leeren Händen. Alt und jung, vornehm und gering, jedes war heute darauf bedacht, andere zu erfreuen, und wer wäre wohl schon ganz fertig gewesen mit seinen Vorbereitungen?

Und doch war es heute anders, als wohl in anderen Jahren. Wer aufmerksam hinsah, der bemerkte manches Gesicht, auf dem die Vorfreude des Festes die tiefen Furchen, welche des Schmerzes harter Stichel ihm eingegraben, nicht ganz zu glätten vermocht hatte, und manche Gestalt, die in Trauerkleider gehüllt, nur langsam und gebeugt ihres Weges ging. Wahrte doch das graufige Ringen in Frankreich noch immer fort, erhob sich der zehnmal niedergeworfene Feind doch immer wieder

in wilder Verzweiflung, schlug doch auch jetzt noch die französische Kugel täglich ins deutsche Herz. Und wer, der heute zu Hause Weihnachten feierte, konnte wissen, ob nicht gerade das Herz seines Sohnes, seines Mannes, seines Vaters dieses Herz war?

Ach, es gab auch solche unter den Tausenden, nur zu viele. Die junge Frau dort, die fern im Osten der Stadt vier Treppen hoch im ärmlichen Dachstübchen krank darnieder lag, gehörte zu ihnen. Der, für den sie georgt, um dessen Leben sie in heißem Gebete geklagt hatte, lag schon seit Monaten in der blutgetränkten französischen Erde und mit ihm Glück, Gesundheit und Wohlstand.

Die Kranke dachte daran, wie es vor einem Jahr so ganz anders gewesen war, und stöhnte schwer.

Sie waren ja auch damals nicht reich gewesen, aber sie hatten auch nicht nach Reichtum verlangt und sie waren gesund und glücklich. Ach wie glücklich! Er hatte den ganzen Tag über Bücher und Pakete ausgetragen, und war erst

spät, erst um acht Uhr nach Hause gekommen; aber wie war er dafür die Treppe hinaufgesprungen, mit wie strahlendem Gesicht hatte er die Goldstücke, die sein Prinzipal ihm in Anerkennung seines Fleißes und seiner Treue geschenkt hatte, vor ihr auf den Tisch gelegt! Wie reich waren sie sich vorgekommen, wie reich war zumal sie sich vorgekommen! Sie hatte nie so viel Geld bei einander gehabt, denn ihr Vater war arm gewesen und ein Trunkenbold dazu, und so lange er lebte — und er lebte länger als seine Frau — war kein Goldstück über seine Schwelle gekommen. Dann hatte sie Dienste genommen bei armen Leuten, denen sie um spärlichen Lohn die Kinder wartete und die Stube rein hielt, bis er sie kennen gelernt und sie, die blutarme, geheiratet hatte. Sie hatte am Vormittage bei dem Major in der ersten Etage aufgewartet wie immer, den freien Nachmittag aber hatte sie heute ganz besonders genossen. Sie hatte erst ein Bäumchen erworben und Äpfel, Mandeln und Nüsse und eine Flasche Rothwein. Dann hatte sie ihre Geschenke hervorgeholt, sie hin und her gewendet und unter das Bäumchen gestellt. Es waren das ein schöner Shawl — wie warm fühlte er sich an — und eine braune Weste und drei Taschentücher. Das hatte sie alles von ihrem eigenen Verdienst erworben. Sie war dann hin und her gegangen in ihrem Zimmerchen und hatte sich an ihren Gardinen erfreut und sich wieder auf das Sopha hin gesetzt und sich gesagt, daß sie doch nie habe hoffen können, einmal ein eigenes Sopha zu besitzen und in ihrem eigenen warmen Zimmer so ganz nach Belieben hin- und hergehen zu können.

Und dann — als er kam, wie freute er sich über die Geschenke und über das Bäumchen und was für Augen machte er zu der Weinflasche und den Äpfeln, Mandeln und Nüssen! Er drohte ihr sogar mit dem Finger und nannte sie eine Verschwenberin; aber er selbst war viel verschwenberischer gewesen, denn das grüne Wollenzeug, das er jetzt aus dem Kasten hervorholte, war so schwer und warm, daß die Frau Major selbst sich eines solchen Kleides nicht geschämt hätte. Und dann sagte er: „Nun wollen wir aber essen und trinken und fröhlich sein.“

So hatten sie bei einander gegessen und sich so recht von Herzen ausgesprochen. Sie hatte von der Vergangenheit gesprochen und er von der Zukunft. Das, wovon sie erzählte, war traurig gewesen, aber es hatte im Lichte der schönen Gegenwart doch nicht traurig gemacht; und das, was er ausmalte, war selbst der Gegenwart gegenüber noch schön, denn er hatte davon gesprochen, daß sie das nächste Weihnachtsfest wohl nicht mehr nur zu zweien begehen würden.

Und da war es nun, dieses zweite Weihnachtsfest, und auch, was er gehofft hatte, war eingetreten, aber er selbst war todt und sie war eine Sterbende.

Die Kranke richtete sich mühsam auf und blickte über den Rand des Korbes auf ihr schlafendes Kindchen. Da lag es und schlummerte so sanft und süß, als ob es in einer vergoldeten Wiege geruht hätte. Und doch nur noch wenige Tage, vielleicht nur noch wenige Stunden, und es war eine Waise, eine einsame, von aller Welt verlassene Waise.

Der Blick der Kranken schweifte hilfesuchend umher, aber ach, im Zimmer war nichts als das ärmlichste unentbehrlichste Hausgeräth. Seit lange schon war das Sopha, das sie einst so glücklich gemacht hatte, zum Trödler, war alles andere irgend werthvolle ins Leihhaus gewandert. Sie konnte ihrem Kindchen nichts hinterlassen, aber auch nichts. Wie schrecklich stand seine Zukunft vor ihr! Wenn ihr Auge erlosch und das Kind dann erwachte und vergeblich nach ihr schrie, dann hörte es wohl die Nachbarin und kam herein, um nach ihm zu sehen. Fand sie die Mutter dann todt, so lief sie herab auf die Straße und rief den ersten besten Schutzmann herbei. Der ließ dann das Kind in irgend eine städtische Anstalt bringen, wo fremde Hände es gleichgiltig entgegen nahmen und es zu den vielen anderen thaten.

Die Kranke sank zurück auf ihr Lager, drückte ihr Gesicht in das Kissen und weinte bitterlich.

Stunde auf Stunde verging und immer wieder wälzte sie die schrecklichen Bilder in ihrem schmerzenden Kopfe umher und fand keinen Rath und sah nirgends einen Ausweg.

Dann erwachte das Kind und blickte erschaut in das feberglühende Gesicht der Mutter und fühlte verwundert ihre Thränen auf sein Gesicht und seine Händchen niederfallen. Hastig, mit zitternden Händen bereitete diese ihm das Essen, war ihr doch, als ob sie es ihm heute zum letzten Mal reichte.

Das Klirren der Gläser rief die Nachbarin herbei. Es war eine liebe alte Frau, die, obgleich sie sich selbst kümmerlich genug durchs Leben schlug, sich doch barmherzig der Kranken annahm und ihr half, soweit da zu helfen war. Sie wollte dem Kinde die Milch reichen, aber die Mutter ließ es nicht zu. „Laß mich, laß mich,“ rief sie, „noch kann ich es selbst thun.“

Die Nachbarin warf einen traurigen Blick auf die roth glühenden Wangen der Kranken und auf das blühende Kindchen, das mit großen Augen zu ihr auf sah, und ging dann still aus dem Zimmer.

„Kommen wird er,“ murmelte sie auf dem Flur, „aber seine Hilfe kommt zu spät.“

„Sie horchte aufmerksam hinab, denn ein kräftiger Tritt wurde auf der Treppe, die zu den Bodentammern hinauf führte, hörbar. Noch einige Augenblicke, und ein großer schlanker Mann stand auf der Flur und suchte mühsam sich in der Dunkelheit derselben zurecht zu finden.

„Tausend Dank, Herr Doktor,“ flüsterte die Nachbarin, „dachte ich es mir doch, daß Sie kommen würden.“

„Ah, da sind Sie. Wo ist die Kranke?“

„Gleich, Herr Doktor. Ach, sie ist so krank — ich glaube nicht, daß sie den Abend erlebt.“

Die alte Frau stieß die Thür auf, und der Doktor trat in die Stube der Kranken.

Diese wollte sich aufrichten, aber sie sank wieder zurück. Der Doktor winkte ihr liegen zu bleiben, warf einen freundlichen Blick auf das Kind und setzte sich dann auf das Bett der Kranken. Er ergriff ihre Hand und hielt sie eine Weile in der seinigen, während er sie prüfend anblickte. Es war ein völlig hoffnungsloser Fall.

„Sie sind sehr krank,“ sagte er traurig, und dann zur Nachbarin gewendet: „Warum riefen Sie mich nicht früher?“

„Ach, Herr Doktor,“ war die Antwort, „wir armen Leute können ja keinen Arzt bezahlen, und wie hätte ich daran denken sollen, Sie, der Sie nur zu den reichsten Leuten fahren, hierher zu bitten. Erst als die Noth am größten war, fiel mir ein, daß der Mann von Fräulein Auguste mir diese Bitte nicht abschlagen würde, und da wagte ich es, zur Frau Commerzienrath zu gehen, und sie darum zu bitten, und da hat sie es Ihnen denn auch wirklich gesagt und Sie sind gekommen.“

Der Doktor fragte nun nach den Verhältnissen der Kranken, und warum sie sich denn nicht an eines der Komitees zur Unterstützung der Familien der Krieger im Felde gewendet hätten, aber nur die Nachbarin antwortete. Die Kranke selbst lag still da und blickte unverwandt auf den Doktor. Es war ihr, als ob nun alles gut werden müsse, als ob ihr Kindchen nun doch einen Freund haben würde.

Die Nachbarin erzählte, wie alles so gekommen war. Von den Hilfskomitees hatte sie wohl gehört, aber sie hatte nicht gewußt, wo die zu finden wären, und wie sie zu ihnen gelangen sollte, und ob die überhaupt in diesem Falle helfen würden.

Der Doktor blickte, während die Alte sprach, still vor sich hin. Dann erhob er sich, fuhr mit der flachen Hand streichelnd über die Schulter der Kranken und sagte: „Ich will heute Nachmittag noch einmal wieder kommen.“ Er beugte sich dann über den Korb, in welchem das Kind lag und blickte es mitleidig an. Das Kleine sah mit großen Augen zu ihm empor und lächelte ihn freundlich an. Der Doktor hielt ihm den Zeigefinger hin, und es griff mit den Händchen darnach und hielt den Finger fest.

Der Doktor machte seinen Finger langsam wieder frei, nickte der Mutter zu und verließ dann, gefolgt von der alten Frau, das Zimmer. Draußen drückte er dieser ein paar Thaler in die Hand, damit sie für eine kräftige Suppe sorgen könne, versprach nochmals wiederzukommen und stieg dann die Treppe hinab.

Die Alte ging wieder ins Zimmer, zeigte der Kranken die

beiden Thäler und erging sich im Lobe des Doktors. Sie hatte bei seinen Schwiegereltern aufgewartet und kannte daher seine Frau. Ah, das war ein Engel! Wie sie nur so thöricht hatte sein können, sich nicht schon früher an Frau Auguste zu wenden!

Die Kranke sprach kein Wort, aber sie dankte Gott inbrünstig dafür, daß er ihr diesen Mann, der so freundlich gegen ihr Kindchen gewesen war, zugeführt hatte, und sie flehte zu Gott, daß er sein Herz weich und mitleidig mache. Es war ihr, als ob der Alp von ihr genommen sei, der bisher auf ihr gelegen hatte. Sie aß ein wenig Brot und lag dann wieder still und ruhig, wie seit lange nicht und lauschte den leisen Athemzügen ihres Kindes und dem dumpfen Rauschen, das von der Straße her zu ihr hinauf klang.

Als der Tag weiter vorgeschritten und zum Nachmittag geworden war, da mischten sich in diese Töne auch noch das Raseln und Klackeln in ihrer eigenen Brust. Sie hatte das Gefühl, daß es nun zu Ende ging, und sie wollte sich aufrichten, um von ihrem Kinde Abschied zu nehmen, aber sie war zu schwach dazu. Sie fühlte, daß die Nachbarin sich über sie beugte und hörte irgendwo Schritte, die ihr wie die des Doktors klangen, und es schien ihr auch, als ob dessen Augen auf sie gerichtet wären; aber sie konnte ihre Gedanken nicht zusammenhalten. Da hörte sie den Doktor ein paar Worte sprechen, nur wenige Worte, aber sie gaben ihr für einen Augenblick die volle Lebenskraft zurück. Sie richtete sich auf, ergriff seine Hand mit beiden Händen und sah ihm voll ins Gesicht. Nein, er scherzte nicht. Die Kranke sank zurück und die beiden beugten sich über eine Leiche.

Der Abend war unterdessen hereingebrochen und auf den Straßen wurde es allmählich leer. Viele Läden wurden geschlossen und auch die Geschäftsleute eilten nun, nach Hause zu kommen, um das Fest mit den Ihrigen zu verbringen. Um so lebendiger wurde es dagegen in den Häusern. Hier und dort wurden die Weihnachtsbäume angezündet, und in anderen Wohnungen eilten die Eltern noch geschäftig hin und her, um die Geschenke auf dem Tische zu vertheilen und alles wohl zu ordnen. Ueberall aber waren die Kinder in freudigster Aufregung, brachten sie den rechten Festjubil ins Haus. War doch dieses Fest recht eigentlich ihr Fest, an dem die Erwachsenen erst ganz theilnehmen konnten, wenn sie selbst wieder zu Kindern wurden.

Denen freilich, in deren Hause es keine Kinder gab, wurde das schwer, denn die Armen mußten von der Erinnerung an die eigene Kindheit zehren, und die lag vielleicht weit hinter ihnen.

Die Frau des Doktors war mit ihren Vorbereitungen längst fertig und wartete nur auf ihren Mann, der, wie sie wußte, erst um acht Uhr zurückkehren konnte. Sie hatte zusammen mit ihrer Schwägerin, einem jungen Mädchen, das in ihrem Hause lebte, den Baum geschmückt, die Prachtwerke und Stidereien, die sie ihrem Manne schenken wollte, auf dem Tische geordnet und das Uebrige der Schwägerin überlassen, die sich nun im Souterrain zu schaffen machte. Sie selbst stand jetzt müßig an einem der auf den Hof hinausgehenden Fenster ihres Schlafzimmers und blickte nach dem Hintergebäude hinüber.

In der ersten Etage desselben wohnte ein junges Ehepaar, an dessen Leben und Treiben die Dame einen gewissen Antheil nahm. Es sah dort immer so hübsch und sauber aus und ein reizender Knabe von anderthalb Jahren, zu dem vor einigen Monaten noch ein kleines Schwesterchen gekommen war, bildeten oft einen holden Fensterschmuck.

Die Dame blickte aufmerksam hinüber und da die Rouleaux nicht herabgelassen waren, so konnte sie die hellerleuchtete kleine Wohnung fast ganz übersehen. In dem einen Zimmer, dessen Thüre geschlossen war, schlief das Kleine, während das Dienstmädchen dem Knaben ein Buch zeigte, auf dessen Bilder derselbe oft lebhaft hinwies. Im anderen Zimmer eilte die junge Frau geschäftig hin und her. Sie brachte allerlei Pakete, die sie bald dem Schrank, bald der Komode entnahm, herbei, befreite den Inhalt von den Umschlägen, betrachtete ihn aufmerksam und legte ihn dann an seinen Platz. Sodann entleerte sie einige Täten auf ein paar Teller und stellte auch diese hin.

Endlich war sie fertig, trat ein paar Schritte zurück, stemmte die Ellenbogen in die Seiten und betrachtete Bäumchen und Tisch. Dann erwachte das Kleine und die Mutter eilte zu ihm, nahm es aus der Wiege und trug es auf und ab.

Jetzt ertönten schnelle Schritte auf dem Hof. Die Frau des Doktors blickte hinab und sah den Mann der jungen Frau über den Hof eilen. Nun wurde es auch im dritten Zimmer hell und die Dame sah, wie der Mann in das Zimmer, in welchem die Besprechung stattfand, wollte, während die Frau ihm lachend den Eingang verwehrte. Er sträubte sich eine Weile dagegen, ausgehlossen zu werden, fügte sich aber endlich doch, wie es schien, freilich nur unter der Bedingung, daß ihm seine Kinder gebracht wurden. Mit diesen unterhielt er sich nun so, daß er sein Töchterchen auf dem Arm hatte, während der kleine Bursche dabeistand und sich in seiner Wiege mit dem Schwesterchen unterhielt. Die Drei saßen so nahe am Licht, dessen Schein sie hell beleuchtete, daß die Beobachterin jeden Zug in ihren fröhlichen Gesichtern unterscheiden konnte.

Unterdessen zündete die junge Frau die Lichter auf dem Weihnachtsbaum an und eins nach dem andern leuchtete hell auf. Als alle brannten, öffnete sie die Thüre und der Mann mit den Kindern trat herein. Der Knabe trottelte mit glückseligem Gesicht immer wieder rund um den Weihnachtsbaum und schien über dem Glanz der Lichter die Geschenke ganz zu vergessen; aber auch die Eltern beiliefen sich nicht, sondern waren zunächst noch ganz mit ihrem Kindchen, das sie sich gegenseitig reicheten und dann hoch hoben, beschäftigt. Dabei küßten sie abwechselnd sich und das Kleine oder haßten auch für einen Augenblick den Knaben, um einen Kuß auf seine gerötheten Wädden zu drücken.

Die Frau des Doktors sah das alles und Thräne auf Thräne rollte über ihre Wangen. Ah, warum konnte sie nicht auch ihrem Manne so entgegen treten! Sie war so glücklich: ihr edler Mann trug sie auf Händen, sie hatte liebe Eltern, theure Geschwister, sie lebten in Ansehen und Reichthum, und doch war sie, die kinderlose Frau, unglücklich und arm. Ah wie arm! Wenn ihr Mann nun nach Hause kam, was konnte sie ihm bieten! So manches Jahr hatte sie gehofft, daß am nächsten Weihnachtsfest ein Kinderstümchen durch ihr Haus tönen würde — jetzt hoffte sie nicht mehr. Unwillig erhob sich ihr Sinn und murzte wider Gott und seine Ordnung. Was hatte sie gethan, daß er ihr versagte, was er doch der armeligsten Frau, die in der Dachkammer ein trauriges Dasein fristete, gewährte?

Die Schwägerin kam ins Zimmer. Sie hatte Auguste überall gesucht. Als sie sie jetzt fand, umschloß sie sie innig, und küßte sie auf die thränenüberströmten Wangen. Sie fragte nicht, worüber die kleine Frau geweint hatte — wußte sie es doch nur zu gut.

„Komm,“ sagte sie, „Gustav ist nach Hause gekommen. Ich habe ihn in sein Zimmer geschickt und ihm gesagt, Du würdest nachkommen. Ich zünde unterdessen die Lichter an.“

Der Ton, in dem das junge Mädchen sprach, verletzte Auguste. Er klang so fröhlich, als ob sie keinerlei Theilnahme habe. Aber wie sollte sie auch. Ihr hing ja noch der Himmel voller Geigen!

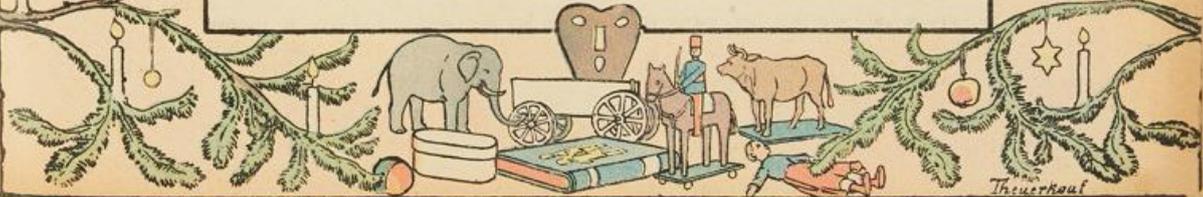
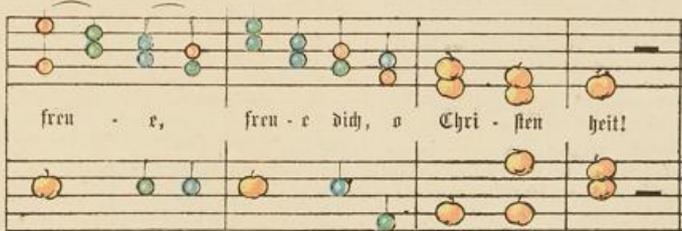
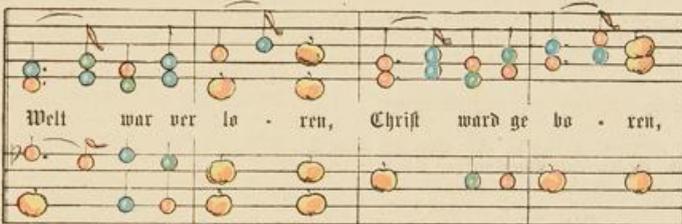
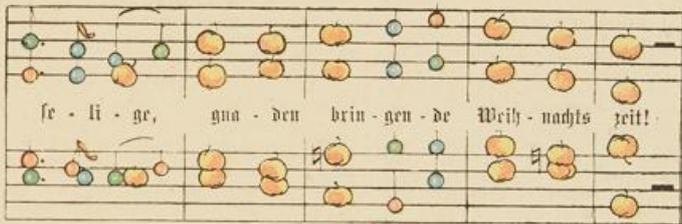
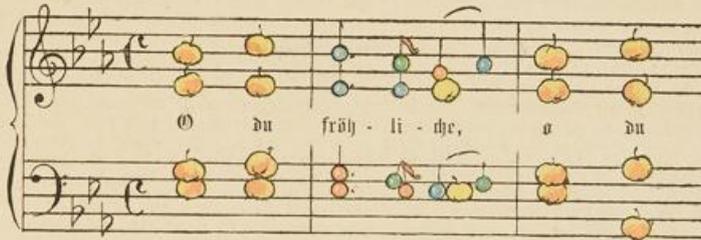
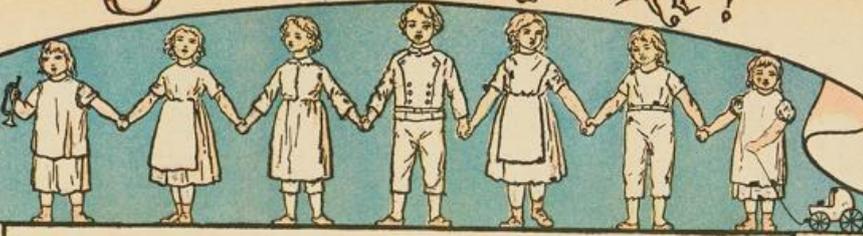
Die Dame wehrte die Schwägerin sanft ab. „Geh nur schon voraus, ich folge sogleich,“ sagte sie. Sie trocknete dann, nachdem jene gegangen war, ihre Thränen und suchte deren Spuren, so gut sie konnte, zu verwischen. Dann ging sie mit schwerem Herzen aber mit lächelndem Munde zu ihrem Manne.

Auch der Doktor blickte heute fröhlicher als sonst, zumal, nachdem die Schwester ins Zimmer gekommen war und ihm ein paar Worte ins Ohr geflüstert hatte. Was hatten die beiden nur? Wie gut und lieb sie waren. Wie schön, daß sie nicht wußten, wie weh ihr ums Herz war.

Endlich öffnete das junge Mädchen die Thüre, der Doktor umschlang seine Frau und beide traten in das Zimmer, in dem der Baum brannte. Aber Frau Auguste blieb schon auf der Schwelle wie versteinert stehen. Auf dem Tisch lag ein Stedbettchen und aus diesem blickten ein paar große Kinderaugen empor zu den Lichtern.



# O du Fröhliche!



Thierkopf

Die Dame drückte ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes und schluchzte laut — zum ersten Mal in ihrem Leben vor Freude. Dann beugte sie sich über das Kindchen herab und wieder, wie schon am Vormittag, fielen Thränen auf dessen Wangen und Händchen — Mutterthänen.

Die jungen Leute im Hintergebäude, deren Weihnachtslichter längst erloschen waren, standen Arm in Arm am Fenster und blickten verwundert hinüber nach dem Speisezimmer des Doktors. Dort blickte niemand nach dem Weihnachtsbaum, sondern alle drei waren um ein Kindchen beschäftigt und küßten bald sich und bald dieses.

Als der Doktor nun seiner Frau erzählt hatte, wie er zu dem Kindchen gekommen sei, da legten die beiden ihre Hände in einander und erhoben ihre Herzen zu Gott und gelobten

ihm und sich, daß sie dem Knaben, den er ihnen geschenkt hatte, rechte Eltern sein wollten.

Als spät am Abend die Amme, die der Doktor mitgebracht hatte, das Kind zu sich nehmen wollte, da ließ Frau Auguste das nicht zu. Sie ließ die Wiege zwischen ihr Bett und das ihres Mannes stellen und beide beugten sich noch lange herab das friedlich schlafende Kindchen des armen Landwehmannes.

Die Schwägerin aber, die über ihm wohnte, hatte sich an das Klavier gesetzt und feierlich klang ihre schöne Stimme durch das stille Haus:

Stille Nacht, heilige Nacht,  
Alles schläft, einsam wacht  
Nur das traute hochheilige Paar,  
Holder Knabe im lockigen Haar,  
Schlaf in himmlischer Ruh,  
Schlaf in himmlischer Ruh!

### © du fröhliche Weihnachtszeit!

(Mit Illustration auf S. 181.)

Die große Völkerschlacht von Leipzig war geschlagen, Deutschland athmete wieder auf. Aber die Noth war noch nicht zu Ende. Was der Bürgengel des Krieges verlohren hatte, rafften böse Seuchen unerbittlich hinweg. Schmer beimgelacht war vor allem das Thüringer Land. Täglich mehrte sich die Zahl wasser- und mütterloser Waisen in Dorf und Stadt. Und wie viele Eltern klagten an den Gräbern ihrer Kinder! Gemüthlich war auch in Weimar die Sterblichkeit. Einem wackeren Manne, der sich des großen Goethes Freund nennen durfte, fielen rasch auf einander von sechs blühenden Kindern nicht weniger als vier. Sein Herz drohte ob des Jammers zu brechen. Weinend saß er mit den Ueberlebenden bei einander, und der Zuspruch seines frommen Weibes schien keinen Widerhall in seiner sonst so gottergebenen Seele zu finden. Da klopfte es an seine Thüre und klopfte immer aufs neue, da er, selbst krank und leidend, zu öffnen zögerte. Es waren arme, hungernde, obdachlose Kinder, welche das Zutrauen zu seiner allbekanntem und vielbewährtem Menschenfreundlichkeit herbeigelockt hatte.

Da gedachte der tiefbetrümmerte Mann eines Wortes, das einst die Rathsherren seiner Vaterstadt zu ihm gerodet, als sie ihn, den armen Berednersohn, mit freigelegter Unterstützung auf die Universität entsandten. „Vergiß nie,“ hatten sie ihm zugerufen, „daß Du ein armer Knabe warst. Und wenn deretziß, aber kurz oder lang, ein armer Knabe an Deine Thüre klopfte, so denke: wir sind's, die Todten, die alten gramen Bürgermeister und Rathsherren von Danzig, die da anklopfen, und weise sie nicht von Deiner Thüre!“ Und er hatte ihnen gelobt, nach ihrer Mahnung zu thun.

Darüber waren nun 21 Jahre vergangen, und er war aus einem armen Knaben ein angesehener Mann und ein mit Ehren genannter Schriftsteller geworden. Jenes ergreifenden Mahnwortes gedachte er in dieser Stunde, und dazu eines noch bedeutungsvolleren Berheißungswortes aus heiligem Munde: „Wer ein solches Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf!“ Und er stand auf, öffnete den armen Kindern sein Haus, speiste, tränkte und kleidete sie.

Seitdem war die Sorge für die Armen und die Elenden, insbesondere für die verwaisten und verwahtlosen Kinder sein Trost und seine Erquickung. Er sammelte sie von den Landstraßen in sein gastliches Haus. „Kommt alle herein,“ rief er ihnen zu, „ich will Euer Vater sein. Gott hat mir meine Kinder, vier Engel, genommen und mir mein Leben gelassen, daß ich die Liebe, mit der ich jene aufopfend lieben sollte, nun Euch zuwende, die Ihr Eure Eltern verloren habt.“

Und als sein Haus zu klein wurde für die große Zahl der zufrömenden Kinder, da gründete er in Gottes Namen ein eigenes Rettungshaus, das erste seiner Art in unserm Vaterlande. Da nahm er Knaben von acht, neun, zehn Jahren auf, die schon in allerhand Lastern geübt waren, die ihr Brot erbetelt oder zusammengeklottelt hatten, oft von gottlosen Eltern dazu angeleitet, oft ihren Eltern frühzeitig über den Kopf gewachsen, oft ohne Eltern und Verwandte, aber zumeist sicher dem Zuchtbanne entgegenreißend, wenn nicht die barmherzige Liebe sich ihrer angenommen und sie gerettet hätte. Im Jahre 1821 zählte die Anstalt an 300 arme Kinder. Gegen 200 waren damals schon gerettet und zu thätigen Gesellen in verschiedenen Handwerken ausgebildet.

Diese zweihundert legten auch allzumal Hand an, als ihr Freund und Vater aus seinem alten Hause heraussunhte, und bauten ihm und ihren jugendlichen Nachfolgern ein neues hässliches Haus: den „Lutherhof“ im Luthergäßchen. Da hat er mit ihnen gelebt, gebetet und gearbeitet bis an sein seltsames Ende im Jahre 1826. Und eine besondere Freude ist es ihm stets gewesen, mit ihnen zu singen. Manches schöne Lied hat er ihnen selbst gedichtet, das längst in den Volksmunde übergegangen ist: „Annull sel'ger Himmelsfreuden“ — „Was kann schöner sein, als von Hirten abzukommen?“ — „Das herrlichste aber aller seiner Lieder, das am jüdelischen einst im Lutherhof zu Weimar erklang und noch heute am liebsten von Alt und Jung gesungen wird, ist das Lied auf die hohen drei Feste der Christenheit, dessen ersten Vers: „O du fröhliche, o du selige gnadenbringende Weihnachtszeit!“ wir heute unsern Lesern in festlichem Schmuck darbieten.

Den Namen des treuen Kinderfreundes und frommen Sängers hat die Nachwelt fast schon vergessen, obwohl er in der von ihm gegründeten Anstalt in Weimar noch fortlebt; tauende singen sein Weihnachtslied, ohne zu wissen, von wem es stammt. Auf den Gottesacker zu Weimar ruht der edle Mann, und die kurz vor seinem schmerzvollen Ende selbstverfaßte Grabinschrift verräth uns seinen Namen. Sie heßt an:

Unter diesen grünen Linden  
Ist, durch Christus frei von Sünden,  
Herr Johannes Fall zu haben.“

Wer nun am heiligen Weihnachtsabend sein herzerquickendes Kinderlied singt oder singen hört, der erinnere sich an seinen Namen und ehre ihn durch die That treuer Nachfolge seines Liedeswerkes!

R. R.

### Ein Weihnachtsabend auf der Lokomotive.

Nachdruck verboten.  
Bei n. 11. / VI. 70.

Es war ein kalter trüber Wintertag, der 24. Dezember des Jahres 1876. Der Sturm tobte und rüttelte an den dicht verschlossenen Fenstern, während die strenge Kälte glühende Eisblumen in den zartesten Tönen an die Fensterscheiben malte, welche in den prächtigsten Phantasiegebilden hingezaubert waren.

Ich saß behaglich in dem wohl durchwärmten Zimmer auf der Reservestation in G... und schaute träumerisch den vom Winde hin und her gejagten Schneeflocken nach, welche in dichten Massen vom Himmel herabfielen. Unwillkürlich wurde ich in die goldene Jugendzeit zurückverlegt, in der ich den ersten Schnee mit lautem Jubel begrüßt hatte, an die köstlichen Spiele, die wir gespielt hatten, erinnert; dann tauchte ein Bild häuslichen Glückes auf, in dem die lieben Meinigen mit mir vereint das heutige Christfest feierten. „Komme mir nicht zu spät,“ hatte mein jüngstes Söhnchen bei meinem Weggange mir aus dem Bettchen nachgerufen, „und lasse uns nicht wieder so lange warten wie im vorigen Jahre, Du böser Papa!“

Noch eine Stunde, und ich konnte nach Hause zu den Meinigen. Ich malte mir den heutigen Abend mit dem festlich

glänzenden Christbaum und den lachenden Kinderaugen in den schönsten Farben aus, als plötzlich eine von oben bis unten mit Schnee bedeckte Gestalt mit den Worten ins Zimmer trat: „Herr B..., beileben Sie sich, Sie müssen auf die Lokomotive des Sitzguges, der eben in den Bahnhof eingelaufen ist, der Lokomotivführer ist plötzlich erkrankt.“

Verirrt waren die süßen Träume, die rauhe Wirklichkeit trat an mich heran, und ohne Verzug begab ich mich auf die Lokomotive.

„Viel Glück bei diesem Unwetter und recht baldige Wiederkehr!“ rief mir der Stationsvorsteher noch nach, als ich bereits den Regulator geöffnet hatte. Hinaus ging es aus dem Bahnhofe in die Dunkelheit und in den schneidenden Sturm, der sich mit Macht in den dahin brausenden Zug warf und gegen die Maschine mit aller Kraft ankämpfte, so daß dieselbe Mühe hatte, in das jahresplanmäßige Tempo zu kommen. Heil wie stieben die aufgelösrten Schneemassen auseinander, welche von den Bahnräumern und Rädern hoch aufgeschaukelt wurden, wie pflissen und ächzten die Räder in der grimmen Kälte! Bald

waren wir trotz der schützenden Ueberdachung von unten bis oben mit kleinen Schneekristallen beworfen, welche sich mit ihren nadelsharfen Spigen wie böse Quälgeister in Augen, Lippen und Wangen festbohrten. Immer dichter fiel der Schnee vom Himmel, schredlicher heulte der eifige Sturm, welcher trotz der warmen Kleidungsstücke bis auf Mark und Bein drang und an der schwer feuchenden Maschine seinen Unmuth ausstobte. Unbeirrt eilten wir auf der glänzend weißen Bahn weiter — die Schienen waren vollständig verweht und ließen hinter uns nur ausgewühlte Schneemassen zurück, in die der Sturm schnaubend und zausend hinein fuhr. Bald tauchte ein Bahnwärterhäuschen auf, an dem der Bahnwärter trotz des Schneegebüßers salutirend an die Mütze griff, bald wieder eine Brücke, über die der Zug donnernd dahin sauste. Vorwärts, vorwärts!

Zu meinem Leidwesen bemerkte ich bald, daß der Heizer noch ein Neuling und wenig mit den Arbeiten während der Fahrt vertraut war. Ich mußte mich nicht nur um die gehörige Instandhaltung des Feuers kümmern, sondern auch dem Kessel durch die Pumpen das erforderliche Wasser zuführen, kurz alle Vorrichtungen anordnen, die ein geschulter Heizer ohne besondere Aufforderung verrichtet. Hatte ich beim Dessinen der Feuerhüre in die weißglühenden Feuermassen da unten im Höllenschlund gesehen, so war ich momentan erblindet, und schloß Sekunden lang die Augen, um mich wieder an das Schneelicht zu gewöhnen.

Trotzdem ging anfangs alles gut, und wir passirten glücklich mehrere Stationen. Unwillkürlich wandten sich meine Gedanken den Meinigen, meinem Hauße zu. Ich sah im Geiste, wie die lieben Kleinen in der dunkeln Kammer auf das Anzünden der Lichter auf dem Weihnachtsbaume warteten: ich sah mein liebes Weib, wie es, selbst des Trostes bedürftig, den Kleinen Trost spendete und ihre Hoffnung, daß ich bald zurückkehren würde, belebte. Von Zeit zu Zeit brausten wir an einem Bahnwärterhäuschen vorüber, aus dessen Fenstern heller Lichterglanz in die Dunkelheit fiel. Dort umringten jubelnde Kinder das Christbäumchen. Die Glücklichen!

Da ereignete sich etwas, was meine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nahm. Wir passirten eben eine Stelle, die ein starkes Gefäll hatte, ich rief daher dem Heizer Fischer zu, er möge die Bremse ein wenig anziehen.

Als dieser nun meinen Befehl ausführen wollte, ertönte ein einem Büchenschuß ähnlicher Knall, und Dampfmassen und andurchdringliche Finsterniß hüllten uns ein.

„Himmel!“ rief ich verweisungsvooll aus, „das verdamnte Wasserstandglas ist gesprungen; Fischer, schließen Sie die Absperrhähne.“ Der ausblasende Dampf und das damit verbundene Geräusch überrannten meine Stimme, mein Fischer war und blieb trotz meines noch lauterem Rufes verschwunden, und ich mußte nun selbst die Hähne schließen, wenn ich dem Austritt des Dampfes aus dem Kessel steuern wollte. Glühend-heißer Wasserdampf verbrähte mir, als ich nach den Griffen der Hähne fassen wollte, die Hände, zögernd zog ich sie zurück, ermaunte mich aber wieder, tastete und fühlte noch einmal. Endlich hatte ich den unteren Griff gepackt und wollte denselben mit einem Ruck zudrehen, er spottete aber aller meiner Anstrengungen. Unaufhörlich entströmten die Dämpfe brausend und zischend dem Kessel, kondensirten sich und durchnäßten meine Kleidung bis auf die Haut. Rasch eilte ich an den Werkzeugkasten, tastete im Dunkeln herum und fand endlich einen Mutter-schlüssel. Noch einmal wagte ich mich in das branfende Dampfmeer hinein, griff und fühlte endlich die kleine Schraubenmutter, welche den widerwilligen Hahnkegel so ungebürlich festgehalten hatte; ein Druck, und dieselbe war gelöst. Im Augenblick war ich auf der anderen Seite, griff trotz der brennenden Schmerzen in den Händen und im Gesicht nach dem Hebel, fand und schloß denselben, nun dem ausströmenden Dampf den Weg veriperend. Aufathmend und erfreut über den Sieg, den ich dem entfesselten Dampf abgerungen hatte, wandte ich mich dann wieder der Beobachtung der Strecke zu. Das Zeitmaß war mir vollständig verloren gegangen, Minuten mußten wie Sekunden verflücht sein, denn plötzlich bemerkte ich grünes Licht, wir befanden uns dicht vor dem Bahnhof S . . t. „Fischer, um Gottes willen,

fnebeln Sie die Bremse an,“ schrie ich denselben an, welcher beim Plagen des Wasserstandglases in die äußerste Ecke des Tenders retirirt war, „wir fahren sonst durch den Bahnhof.“

Mit nerviger Faust erfaßte er die Bremspindel und drehte dieselbe an, daß von den Rädern die Funken hoch aufspritzten, gleichzeitig gab ich das Nothsignal mit der Dampfpeife, doch unaufhörlich rollte der Zug weiter, kaum daß sich die rasende Geschwindigkeit merkbar verringerte. Schon waren wir weit über das Signal hinaus, hatten den Anfang des Perrons erreicht, jetzt tauchte das Stationsgebäude auf, auch dieses war passirt, und noch immer gelangte der Zug nicht zum Stillstand. Ich hatte den Sandstreuapparat aufgerissen, um auf den schlüpfrigen Schienen die Adhäsion der Räder zu vergrößern, warf die Steuerung zurück, gab Contredampf, daß die Maschine in allen Gliedern vibrirte — endlich nach bangen Sekunden verminderte sich das Tempo, und der Zug hielt mit dem letzten Wagen am Ende des Perrons. Da brauste von der anderen Seite der Personenzug in den Bahnhof, nur noch einige Umdrehungen, und wir standen hart bei einander.

„Herr, sind Sie des Teufels! So wild in die Kreuzungsstation hineinzufahren,“ hörte ich die Stimme des Stationsvorsehers rufen. „Sie wären um ein Haar mitten durch den Personenzug gefahren. Das ist denn doch zu arg, diese Fahrlässigkeit muß höheren Ortes zur Sprache gebracht werden.“

Ich war vom Schreck noch so betäubt, daß ich die Worte schweigend hinnahm, während ich mich mit dem Einsetzen eines neuen Wasserstandglases beschäftigte.

Endlich fand ich die Sprache, aber zu langen Auseinandersetzungen war jetzt keine Zeit. Rasch wurden die Lokomotive und der Heizer gewechselt, dann ging es wieder hinaus in den immer dichter und dichter fallenden Schnee.

„Passen Sie jetzt auf,“ rief ich meinem Heizer zu, „nun kommen wir an die gefährlichste Stelle, wenn wir die wohlbehalten passirt haben, können wir von Glück sagen. Schließen Sie die vordere und öffnen Sie die hintere Achtenklappe, sonst dringen die zusammengeballten Schneemassen unter die Roste und tödten das Feuer.“ Ich selbst warf noch einige Schaufeln Kohlen in den geöffneten feurigen Schlund, um im Moment der größten Gefahr die volle Dampfkraft meiner Maschine entfalten zu können. Noch weiter öffnete ich den Regulator, rascher wurde das Tempo des ausströmenden Dampfes und der damit verbundenen raselnden Schläge, eilender noch schoß der Zug dahin. Drohend thürmte sich uns eine Schneewand entgegen, die wir in vollem Lauf durchbrechen mußten, wenn wir nicht unter dem weißen Leichentuch begraben sein wollten.

Weilschnell stürmte der Zug in den Schneeberg hinein, hoch auf spritzten und spritzten die angegriffenen Massen wie weißer Schaum bis über den Schornstein, immer dichter und dichter drängte der aalglatte Feind nach und übergoss in den feinsten Atomen die beweglichen Theile und den dampfenden Kessel, an dessen glattem Körper er aber machtlos abrollte. Rasch nahm bei diesem Durchspülen die Schnelligkeit ab, keuchend und schwerstöhnend arbeitete sich die Maschine Schritt für Schritt vorwärts. Endlich aber saßte sie doch wieder festen Fuß, und eilte nun mit vergrößertem Tempo auf der eisernen Bahn vorwärts. An jedem Vorsprung an jeder Erhöhung setzte sich das weiße, flüssige Element fest, schnellste rastlos, vom Sturm getragen, empor, und kontrastirte seltam mit dem schwarzen Rauch aus der Maschine, welchen der tobende Sturm windabwärts trieb. Muthig blickten wir der Gefahr ins Auge, denn von unserem entschlossenen Handeln hing das Wohl und Wehe der uns anvertrauten Passagiere ab.

Ermattet und erkoren erreichten wir endlich die Endstation.

Als ich im ersten Morgengrauen wieder auf meiner Station und in meinem Hause eintraf, da trat mir meine Frau bleich und überwacht entgegen. Einsam stand der geschmückte Tannenbaum, seines Lichterschmuckes beraubt, in der Ecke.

„Das war ein trauriger Weihnachtsabend,“ sagte meine Frau, indem sie mich umarmte.

„Nicht doch,“ erwiderte ich, „das war ein schöner Weihnachtsabend; denn es war mir vergönnt, durch meine Entschlossenheit das Leben vieler zu erhalten!“

Eine Weihnachtserzählung von der Küste. Von F. Meißner.

Das Frühstück war fertig. Kapitän Wittmad, der, wie die meisten alten Seelente, sich eines sehr gesunden Magens erfreute, hatte kaum den ersten Duft des heißen, starken Kaffees und des zischenden Beefsteaks wahrgenommen, als er nervös auf dem hölzernen Stuhle zu rücken begann, bald das linke und bald das rechte seiner kurzen mustulösen Beine überschlug und heftig an seinem grauen struppigen Bart zerrte.

Er war so eben von dem nebeligen Strande gekommen — das Steigen der Flut an dieser einsamen Küste durfte zu Wintersonnenzeit niemals außer Acht gelassen werden — und trocknete nun seine nassen Stiefel vor dem knisternden Feuer des weiten Kamins. Aber sogar Anne, die zur Köchin beförderte Fischertochter, hatte, indem sie geschäftig ein- und auslief, bemerkt, daß der Kapitän übler Laune war. Er sah mit gerunzelten Augenbrauen, schüttelte ab und zu in der Richtung der Rüdenthür und schüttelte wiederholt und heftig seinen kahlen Kopf, als ob ihn eine Wespe umsumme.

Wittmad, der an Deck seines Schiffes kühl und ohne einen Augenblick zu schwanken die Verantwortlichkeit für tausend Menschenleben auf sich genommen hatte, befand sich nun schon seit vollen zwei Monaten in einer stäten aufgeregten Mißstimmung, und zwar genau seit jenem Tage, an welchem er von Madame Briffot den Brief empfangen hatte, in dem sie ihn gebeten, dieses Haus für sie zu kaufen.

Es sollte ihr Weihnachtsgeschenk für ihren Mann sein, so hieß es in dem Briefe, und sie bat ihn deshalb, die Sache geheim zu halten. Jedes ruhige Fleckchen am Strande, welches sich in ein Heim umwandeln ließe, würde geeignet sein. Dann kamen noch einige Andeutungen in Bezug auf Monsieur Briffot, welcher sich überarbeitet habe und der Ruhe bedürfe — zu denen Wittmad den Kopf schüttelte. Denn der Kapitän wußte, daß der Professor Briffot, ein so großer Bücher- und Bildernarr derselbe auch immer sein mochte, sein und seiner Frau Vermögen in einer ganz unerklärlichen Weise verschwendet hatte. Die Kunde hiervon war, wenn auch nur unbestimmt und abgerissen, bis in das Fischerdörfchen gelangt, in dem sie geboren und als Kind so glücklich gewesen war. Ja, man hatte sich sogar erzählt, daß sie während der letzten Jahre in der großen Stadt Köln mit ihrem Manne buchstäblich Hunger gelitten hätte.

Wie dem nun auch sein mochte, so viel wußte Wittmad gewiß, daß die Summe, die sie ihm übersendet hatte, ihr einziges und letztes Geld gewesen war; außerdem aber hegte er noch den Verdacht, daß in dem Schiffbruch, den Briffots Leben erlitten, noch etwas verloren worden sei, das mehr werth gewesen als Geld und Gut, und daß dieses entlegene Heim vielleicht der letzte Versuch sein sollte, irgend ein schwachvolles Geheimniß zu begraben.

Dem Kapitän, der den ihm unbekanntem Büchervorm innerlich haßte, war die ganze Angelegenheit sehr zuwider. „Das liegt nicht in meinem Kurie!“ pflegte er zu brummen. „Und die arme Charlotte schwamm wie ein Frosch draußen in der Bucht, als sie noch kaum sieben Jahre alt war! Dergleichen Gedanken sind ihr aber wohl jetzt längst vergangen!“ Und dann begann er die Suche nach einem passenden Häuschen mit doppeltem Eifer.

Endlich war ein solches gefunden. Dasselbe, ein graues festes Steingebäude von fünf bis sechs Zimmern und an dem abgelegenen Theil der Küste gelegen, hatte lange Zeit leer gestanden und war sehr billig zu haben. Wittmad kaufte und renovirte es unter seinem eigenen Namen, und lud sodann, den erhaltenen Instruktionen gemäß, den Professor und seine Frau ein, die Weihnachtstage bei ihm am Strande zuzubringen. Und als die beiden am vergangenen Abend nun endlich eingetroffen waren, benahm sich der alte Seefahrer so links und verlegen wie ein Schulbube.

„Das war eine schwere Aufgabe für mich, Charlotte,“ brummte er. „Ich eine Heimstätte auswählen für einen Menschen, dessen Gedanken überall sind, nur nicht bei ihm und seiner

Umgebung! Für mich ist Wasser Wasser und Fels Fels —“ und damit trottelte er hinter ihr her, als sie die Räume durchschritt und ihre schnellen Augen in jede Ecke warf. Nach Beendigung der Umschau nickte sie mehrmals schnell und entschieden und brach in ein heiteres, glückliches, kleines Lachen aus.

„Ob ich zufrieden bin? Ja, von Herzen, von Herzen! Wir haben gar manche Wohnung gehabt, mein Jerome und ich; aber dies ist ein Heim!“

Der Kapitän hatte sie verstanden.

An diesem Morgen aber lehrten alle seine Zweifel zurück. Im ganzen Hause, über sich und unter sich, vernahm er Madame Briffots schnellen, festen Schritt; gleich darauf trat sie mit einem Topfe goldgelber Sahne ins Zimmer, stellte denselben auf den Tisch, schob die Teller und Tassen zurecht und schlug dann die Vorhänge des Fensters zurück, um das Licht des kalten, grauen Wintermorgens auf das weiße Tischleinen und die blau-bunten Fayencetassen und Teller fallen zu lassen.

„Wie ist das Fleisch, Charlotte?“ fragte der Kapitän fast zaghaft. „Annes Kochkunst ist nur sehr mäßig.“

„Aber sie ist so reinlich wie eine Holländerin. Ich habe übrigens die Beefsteaks selbst gebraten,“ antwortete sie mit innerlicher Heiterkeit über das erleichterte Aufathmen des Alten. „Ah, dann sind sie ja gut, nicht wahr, Charlotte?“

„Ja, Onkel Georg.“

Jetzt mußten sie gut sein, das wußte er. Pflögte sie doch seit Kindesbeinen in jede Arbeit ihrer Hände gleichsam ein Stückchen von ihrer Seele und ein paar Tropfen ihres Herzblutes zu verschmelzen. Und so war's ja auch kein Wunder, daß sie schon jetzt, im mittleren Frauenalter, so mitgenommen und verblüht ansah.

„Sie hat verloren, viel verloren, unser armes Vottchen,“ sagte er zu sich selbst, indem er der leichten Gestalt im dunkelblauen Kleide mit den Augen durch das Zimmer folgte; „aber sie hat das rechte Zeug zu einer lieben, tranken Hauschre.“

Seinem alten Salzwasserferstande schienen zarte noch unansehnliche Gesichter zu nichts anderem als zu stillen Spaziergängen im Mondenlichte geeignet; für feurige und wohnsprühende Augen dünkten ihm strahlende Festeskerzen die passendste Gesellschaft, aber am stillen häuslichen Frühstückstisch konnte er sich kein lieberes Gesicht denken, als das der Frau Charlotte. Ihre Augen freundlichen Augen, die Farbe ihrer Wangen, ihr frisches Lachen — alles war so herzerwärmend, so freundlich und unipränglich, wenn gleich ihr Haar stellenweise schon silbergrau erschimerte.

Sie hatte sich an das Fenster gestellt, welches die weitgestreckte niedere Küste beherrschte, gegen die die Winterflut langsam und schwer heranrollte, und die unermesslichen dunklen Wasser beobachtend, war sie in Schweigen versunken. Der Kapitän trat zu ihr. Der ehrliche Seemann meinte, daß jener graue Winterhimmel und die laut und hohl dröhnende Brandung zu ihr, die in der großen Stadt einst die Fierde der besten Gesellschaft gewesen, wohl eine Sprache reden mochten, die ihm und seinesgleichen unverständlich bleiben müßte.

„Die Stimmen der Natur, he?“ fragte er leise.

Eine leichte Veränderung vollzog sich auf ihrem Gesicht. „Ich warte auf Jerome. Dort unten bei der Bucht kommt er mit Deinem Fischer daher.“

Dabei deutete sie auf zwei dunkle Gestalten, die im Nebel über den weißen Sand des Strandes schritten.

Das Häuschen stand oberhalb eines felsigen Hanges, umringt von steilen, niederen Felswänden, die nur den Blick auf den niederen, einformigen Strand frei ließen, gegen den die rastlose See nun schon seit der grauen Vorzeit mit demselben dumpfen, melancholischen Murren anrollte. Auf der Höhe hinter dem Häuschen rauschten einige halb entlaubte, zerzaust aussehende Buchen und schwarze Nadelbäume im Winde. Auch ein kleines Küchengärtchen befand sich hinter dem Hause. Die Natur hatte alles gethan, was in ihrer Macht stand, um aus unfruchtbarem Sand und ödem Gestein etwas anheimelndes, grünes

Leben emporzuzwingen. Sogar eine Weintraube kroch an geschützter Stelle an der Wand aufwärts, und üppige Moose wucherten auf dem Dache.

Nur eines vermiste man noch: Sommer und Sonnenschein. Heute, am Tage vor Weihnachten, lagerte dichter, kalter Nebel auf dem Häusern und rings auf Land und Meer. Alles war todtenstill, nur die ewig lebendige See raunte ihr uraltes, eintöniges Lied.

„Du fudest diesen Ort trübselig und ungesund, nicht wahr, Madame Briffot?“ fragte Wittmack und schaute sie mit ängstlicher Erwartung von der Seite an. „Auch mir erscheint das alte Nest heute wie ein Gefängniß. Sollten wir uns geirrt haben?“

„Wir haben uns nicht geirrt,“ antwortete sie ruhig.

„Ja, ja, hier drinnen mag's schon warm und gemüthlich sein. Aber diese Strecke der Küste ist abgelegen, und nach den Reden der Strandleute liegt das alte Gemäuer auch nur sehr wenig über der Hochwassermark. Ich habe dies leider zu spät erfahren. Ich fürchte, daß ich übel gewählt habe, und daß Muschöh Briffot, nach all seinen —“

Ein Blick aus Charlottes Auge schloß ihm den Mund.

„Du hast sehr richtig geandacht, Onkel Georg,“ antwortete sie mit einem heiteren Klang in der Stimme.

Trotzdem aber entging es dem alten Seemann nicht, daß ihre Augen, deren fröhlicher, glücklicher Schimmer ihm gestern Abend so wohlgethan, jetzt mit einem so harten Ausdruck über die See hinaus starrten, wie ihn nur langer, tiefer Schmerz und hartnäckiges Dulden erzeugen haben konnten.

„Du mußt es ja wissen, Charlotte, Du mußt es ja wissen! Gott ist mein Zeuge, ich habe nur gethan, was ich für das Beste hielt.“

Er zögerte, gleich darauf aber fuhr er, nun ermutigt, schneller fort:

„Sieh, Lottchen, ich bin ein alter Mann. Wie manches Mal habe ich Dich auf meinen Armen in den Schlaf getragen, als Dein Vater, mein alter Schiffskamerad, noch lebte. Wohnte ich doch bei ihm, so oft ich am Lande war, bis zum Tage seines Todes! Und jetzt bin ich Dein Freund, Lottchen, Dein treuer Freund; hast Du also was auf dem Herzen, dann mußt Du es mir erzählen. Wenn dieses Haus ein — ein Versteck oder so was ähnliches sein soll, so sage mir nur ein einziges Wort, und niemand soll in seine Nähe, oder auch nur bis über den Mövenland hinaus kommen, oder —“

Madame Briffot drehte sich mit einem Nuck herum und sah ihm ins Gesicht; der Kapitän schlug seine Augen nieder.

„Du meinst Jérôme?“ fragte sie leise.

Er antwortete nicht. Sie wartete einen Augenblick, dann wendete sie sich wieder dem Fenster zu.

„Du bist gut,“ begann sie nach einer Pause mit ruhiger Stimme. „Aber Du kennst meinen Gatten nicht. Und doch hatte ich, Rárrin, dies vorausgesetzt — es wenigstens erwartet — Und mit Bitterkeit erinnerte sie sich der glücklichen Hoffnung, der sie sich hingegeben, ehe sie ihren Mann herbrachte, daß wenigstens der alte, geradsinnige Seemann demselben die Gerechtigkeit widerfahren lassen würde, welche die gebildeten, weltklugen Leute ihm verjagt hatten.“

„Woher sollte ich ihn kennen?“ stotterte der Alte. „Du redest wie ein Weib, Lottchen. Ich habe Muschöh Briffot gestern Abend zum ersten Mal gesehen. Es war mir, als sei mir ein leises Geräusch zu Ohren gekommen, vielleicht ist es auch nur die Idee meines alten Gehirnes, genug, es schien mir, als sei etwas passiert, an das Ihr beide nicht mehr zu denken wünschtet.“

Sie hatte ihr Gesicht gegen die Fensterscheibe gepreßt; Wittmack aber erschien es, als ob sie bleich geworden sei und als ob sie die Zähne fest auf einander gebissen habe.

„Es liegt kein Verbrechen hinter uns,“ sagte sie endlich. Der alte Seemann trat nach einer Weile dicht an sie heran und legte seine Hand sanft auf ihr Haar; denn wenngleich bereits Silberfäden dasselbe reichlich durchzogen, in seinen Augen war sie noch immer ein Kind.

„Du wirst Deiner Mutter recht ähnlich, Lottchen,“ sagte er liebevoll.

Sie schwieg eine lange Zeit, dann begann sie leise, wie im Selbstgespräch:

„Wir hatten einst ein Kind, Jérôme und ich.“

„Ich weiß,“ erwiderte der Kapitán, indem er zugleich seine Augen von ihrem Gesicht abwendete und zum Fenster hinaus blickte. Und dann fügte er hinzu: „Nur das eine, wenn ich mich recht entsinne.“

„Ein Knabe — Klein Willy.“

Ein plötzliches Schluchzen unterbrach die Stimme der Mutter; sie hatte ihre Kraft ein wenig überschätzt. Der alte Mann lugte angestrengt auf die See hinaus und that, als bemerkte er nichts.

„Klein Willy und Jérôme verließen einander nie,“ fuhr sie endlich fort, „und wenn ich beide zusammen spielen oder sich gegenseitig herumjagen sah, dann dachte ich oft, wer von ihnen wohl das harmloseste, zutraulichste Kind sei, und wer von ihnen wohl am wenigsten von der Welt und ihren krummen Wegen kenne.“

Wittmack brachte kein Wort zu seiner Rechtfertigung hervor. Er war zornig auf sich selbst, weil er ihr wehe gethan, und es reute ihn, Briffot beargwöhnt zu haben; trotzdem aber war er fester als zuvor überzeugt, eine alte Wunde in ihrer Erinnerung berührt zu haben. Was auch immer das Geheimniß sein mochte, es war die Ursache, daß sie mit ebenso scharfem Weh an ihren Gatten denken mußte, wie an den Knaben, den sie verloren, und für den ihr kein Ertrag geworden.

„Und oft habe ich der Zeit gedacht, wenn dereinst —“

Sie hielt plötzlich inne.

„Ja, Charlotte, ja,“ sagte der Kapitán, um ihr in dem Kampfe mit ihrer Bewegung zu Hilfe zu kommen.

„Klein Willy ist todt — es sind nun schon elf Jahre. Aber wenn dereinst Jérôme seinen Knaben wiedersehen wird, so hat er keinen Grund, die Augen des Kindes zu fürchten. Anders ist es mit mir. Die Welt mag über meinen Gatten reden, wie sie will, mein Kind kann getroßt seinen Kopf auf seines Vaters Brust legen. Es braucht sich vor ihm nicht zu fürchten.“

Der Kapitán ergriff die kalte Hand, deren Finger so nervös auf dem Fensterbrett trommelten, und hielt sie still in der seinen, dabei aber warf er keinen Blick auf ihr in stillem, trockenem Weinen verzogenes Gesicht.

„Anders ist es mit mir,“ rief sie. „Zuweilen denke ich, Onkel Georg, daß es besser wäre, wenn ich meinen Knaben nicht wieder sähe. Ich bin härter und rauher als andere Frauen. Ich habe schwer und ohne Raht mit dem Leben und mit der Welt gekämpft!“

Wittmack war ein seltsamer alter Kauz. Er murmelte etwas vom niedrigen Wasser und von Joseph Drekwolt und ging dann geschäftig die Treppe hinab. Er war überzeugt, daß Ruhe und ihre eigenen inneren Hilfsquellen sie schneller wieder ins Geleise bringen würden, als er dies vermochte.

Und er hatte recht. Sie bemerkte sein Fortgehen nicht. Sie blickte unverwandt hinaus über die weite See, in die dunkle Wolkenbank, die am winterlichen Horizonte stand, als ob sie aus jener jenseitigen Welt, in die ihr Kind gegangen, die innere Wahrheit alles dessen, was sie im Leben gequält, herauszwingen wollte. Der dumpfe Schall der Brandung am ebbenden Strande, der ihren Gedankengang eine Zeit lang begleitet hatte, brachte sie endlich zurück zur Wirklichkeit, zu dem, was ihr am nächsten lag.

Nicht etwa, daß sie den kleinen Burichen vergaß, dessen rastlose Händchen und Füßchen nun so still auf dem Friedhofe lagen — sie hatte ihn nie vergessen; seitdem jener kleine grüne Hügel sich über ihm erhoben, klang der Gedanke an ihn in jeden Tag ihres geschäftigen Daseins hinein, wie eine leise Hymne, gesungen in weiter, weiter Ferne, ruhig und heilig — wie eine Botschaft von Gott!

Sie beobachtete die zurückweichenden Wasser, sie maß jede der lang heranrollenden Wogen mit geübtem Auge; die Erfahrungen ihrer Jugend hatten sich noch nicht verloren.

„Die Strandleute schwagen Unsin,“ sagte sie. „Das Haus liegt weit über jeder Hochwassermark.“

Damit lehnte sie sich aus dem Fenster, um die beiden herankommenden Männer in die Hausthür schreien zu sehen. Einer derselben blickte zu ihr empor und schwang seinen Hut. Sie fuhr zurück, mit plötzlichem Purpur auf den Wangen und feuchtem Glanz in den Augen.

„Ich habe mich nicht geirrt,“ rief es in ihr. „Sein Gesicht sagt mir's. Hier ist die rechte Heimat für Jérôme!“

Und den die knarrende Treppe herauf kommenden Tritten lauschend, ging sie unruhig im Zimmer hin und her, sie berührte fast jeden Gegenstand in demselben mit nervöser Hand, zärtlich und eifrig wie ein Kind. Wußte sie doch, was sie das alles getoßet hatte! Hatte sie doch den Kaufpreis des Hauses mit ihren beiden treuen Händen erarbeitet! War's ihr doch, als entsänne sie sich einer jeden Last, die sie genäh, einer jeden Seite, die sie copirt — als entsänne sie sich aller jener schwinlen Tage der Krankheit und Erschöpfung, als sie alles verzweifelt aufgeben zu müssen meinte.

Doch das war nun überstanden; greisbar, in Stein und Mörten, lag jetzt das Resultat ihres heldenmüthigen Aushaltens unter ihrer Hand; und im innersten Herzen Gott dankend, schritt sie zum hundertsten Male von einem Gegenstande zum andern, in immer neuer Freude alles betastend, freischend und betrachtend. Und nichts war so geringfügig, daß es ihr nicht Freude zu geben vermocht hätte. Sie maß die Tiefen der Fensterrahmen mit ihrem Arm, sie prüfte das Holz der Thüren und das Gewebe der Vorhänge mit forschenden Fingerspitzen. Dann blickte sie durch die offene Thür in das Nebenzimmer. Das sollte Jérômes Arbeitsstübchen werden. Mit reichem Blick überlegte sie, wo die paar Bilder an den grauen Wänden hängen sollten; jene Ecke war für Jérômes altes Schreibpult wie geschaffen, und in dieser konnte prächtig ihr eigenes Arbeitsstübchen stehen. Die Bücher und die anderen Karikaturen wollte sie heute Nacht, nachdem er eingeschlafen war, aufstellen und ordnen.

In Köln hatten sie in einem großen dichtbevölkerten Mietshause gewohnt, welches der alte Briffot, wie man ihn allgemein nannte, jeden Morgen zur bestimmten Stunde verließ, um seinen Privatunterricht zu ertheilen. Wie hatte er schon wochenlang vorher alles hin und her überlegt und besprochen, wie hatte er gehofft und gezweifelt, ob es auch möglich sein würde, die Mittel zu dem kurzen Absteher nach der friesischen Küste zu erschwingen, wenngleich Kapitän Wittmack versprochen hatte, die Reisekosten zu bestreiten! War doch dieser Winter gerade so ausnehmend mild, daß in den Weihnachtstagen ein wahres Osterwetter herrschte. Und morgen sollte er nun erfahren, daß diese Ferienzeit für ihn nie mehr aufhören solle, und daß er nun in Ruhe das gelehrte Werk zu Ende schreiben könne, das ihnen Brot bringen mußte. Madame Briffot sentte nachdenklich den Kopf und überschlug zum zwanzigsten Male, wie lange das Geld noch reichen würde, welches sie übrig behalten hatte — nun, jedenfalls so lange, bis das Buch fertig war, denn das Leben hier an der abgelegenen Küste war ja so erstaunlich billig.

So wollten sie denn mit Gottes Hilfe von neuem beginnen! Hier würde er auch sicher sein vor der Versuchung — ein Zug finsterner, entschlossener Herausforderung zeigte sich auf ihrem Gesicht. „Es war kein Verbrechen, kein Verbrechen!“ sagte sie halbblau; da bewegte sich die Thürklinke.

Kapitän Wittmack blickte halb ängstlich, halb forschend herein, dann öffnete er die Thür vollständig und schob den Professor ins Zimmer. Charlotte eilte ihm entgegen, ergriff ihn am Arme und bot ihm mit frohlichem frischen Lachen den Morgengruß.

Mr. Briffot steckte in einer weiten Fischerhose, in einem rothwollenen Hemde und in einer dicken Jacke. Er entschuldigte sich formell bei seiner Frau, daß er genöthigt sei, so zum Frühstückstisch zu kommen.

„Ich liebe es aber, mich stets meiner Beschäftigung angemessen zu kleiden,“ sagte er zu Wittmack ernst und gravitätisch; „heute früh haben meine Feiertage begonnen; die Zeit ist mir nur kurz zugemessen, aber ich fühle mich bereits ganz jeemännisch.“

Die geliehenen Kleider waren etwas zu kurz für ihn, daher streckte er unten seine langen Beine und oben seinen dünnen Hals in grotesker Weise aus der rauhen Umhüllung, und auf dieser seltsamen Figur sah ein ehrliches gelbes Gesicht, über dessen Stirn dünne eisengraue Haare herabfielen.

„Er sieht jünger aus, als ich glaube,“ dachte der Kapitän. „Er hat freilich eines von den Gesichtern, die nie alt werden.“

Mr. Briffot aß sein Frühstück, ohne ein Wort zu sprechen, dann machte er den Platz vor sich auf dem Tische frei und brachte aus seiner Tasche einige Krabben, ein fingerlanges Seeperldchen und dann ein allgemeines Gewimmel schleimiger krabbelnder Beine und Schwänze zu Tage.

„Cancer pagurus! Cirripodes!“ rief er triumphirend, und präsentirte die genannten Individuen auf dem Tischtuche. „Die Früchte meiner heutigen Morgenarbeit,“ fuhr er fort, „ausgenommen diesen Hippocampus brevirostris, gewöhnlich Seeperldchen geheißen, den ich von einem Seefahrer für zwanzig Groschen erstanden habe. Ich will den Betrag an anderen Bedürfnissen wieder ersparen!“ — hier warf er einen bittenden Blick auf seine Frau, — „jagen wir zum Beispiel an dem Schuhwert.“

„Ja, Jérôme,“ antwortete sie, während ihre Augen sich an dem Ausdruck kindlicher Freude auf seinem Gesichte weideten. Jetzt fing auch der alte Kapitän an zu verstehen, wofür sie so mühevoll gearbeitet. Er rieb seinen grauen Bart und ergriff das Thema mit Eifer.

„Ich glaube, Mischoh, Sie halten mich für einen glücklichen Menschen, als Besitzer von diesem Grundstückchen hier, he?“

„Ich könnte mir für einen Mann von Esprit keinen besseren Aufenthalt denken,“ antwortete der Professor ernst, indem er seine auf Mischoh's Veruche sinnende Beute zusammenraffte und in ein Taschentuch band. „Denn seine Bedürfnisse sind gering; er ruht, er arbeitet, er studirt seine Bücher und die Natur. Ah, die Natur ist gütig an diesem Orte! Sie macht ihm die subtilsten Geheimnisse kund und gibt ihm ihre großen Schätze mit vollen Händen.“

„Richtig, aber sie füllt ihm auch den Magen,“ sagte der Kapitän. „Nirgends an der Küste gibt es so viel Fische wie hier. Wir haben hier sogar auch Austern. Ja, Mischoh,“ fügte er nach einer Pause hinzu, indem er sich vom Tische erhob, „die Natur ist gütig hier, wie Sie sagten — oder vielmehr Gott! Wenn ein Mensch durch einen einzigen Tag, den er im Bereich der Stimme des großen Wassers dort zubringt, Ihm nicht näher kommt, als durch ein ganzes Jahr des Stadtlebens, so sind seine Ohren und Augen nichts werth!“

Monsieur Briffot wendete seinen langen Hals, um hinaus zu blicken über die graue, öde, heran kriechende Wasserrüste, und sein warmes gallisches Blut fröstelte bei dem vagen Gedanken, daß das unerbittliche, unergründliche Meer kein unpassendes Symbol sei für den Gott der Christen.

„Ah, le bon Dieu!“ murmelte er. „Alles, das gut ist in des Menschen Herz, ist zur Gestaltung jenes Bildes verwendet worden — und auch alles, was an höchster Grausamkeit darin ist.“

„He? Ja wohl,“ sagte der Kapitän, der kein Wort verstanden hatte, und nur seinen kahlen Kopf mit dem Ausdruck tiefer Weisheit hin und her bewegte.

„Ich will nun gehen und meine Exemplare aufbewahren,“ sagte der Professor, „und dann werde ich unseren Freund Jochen unten wieder aufsuchen — avec votre permission, madame. Er ist nur ein einfacher Fischer, ich aber finde in ihm einen Mann von mancherlei Kenntnissen.“

Er ging in sein Zimmer hinauf. Nachdem er aber seine Beute in einem Topfe verwahrt hatte, vergaß er, Jochen Bretwolt aufzusuchen und stand ungeschlüssig in der Mitte des Zimmers, die Hände auf dem Rücken und den Schifferhut in die Augen gedrückt.

Vor zwölf Jahren schon hatte der arme Franzose mit seinem Sohne diese Reise zum Meeresstrande geplant und verabredet; das Kind pflegte dann ganz in der Frühe vor Tagesanbruch zu seinem Vater ins Bett zu kriechen, um davon plaudern zu können. So wurde dieser Plan ihre Lieblingsidee,

ihr größter, ihr einziger Wunsch von der Zukunft, denn weder der Vater, noch klein Willy hatten besonders hochfliegende Absichten.

Jérôme hatte eigentlich niemals seinen Sohn darauf hin beobachtet, ob er Genie oder irgend welche Anlagen habe, noch hatte er daran gedacht, was aus ihm werden sollte; sein einziger Gedanke war, das Kind aus der giftigen Luft der Stadt zu retten, ihn zum Strande der See zu bringen, damit der kleine Keel im Sande liegen, mit der Brandung kämpfen, Himmelsluft athmen und am Busen der Natur echte Lebenskraft einsaugen könne. Jetzt waren diese Feiertage endlich gekommen, und Willy —

Er schritt im Zimmer auf und ab und blickte dabei unruhig nach allen Seiten, als ob er etwas suche. Das unerträgliche Gefühl der Einsamkeit jener ersten Tage nach Willys Tode überfiel ihn von neuem.

„Mon fils, mon fils!“ stöhnte er.

„Dort ist die See, und hier bin ich — und Willy ist nicht hier; er ist Staub und Asche dort unten im Friedhofe zu Köln — ein Häuflein Asche, weiter nichts! Weiter nichts! Hahaha!“

Das war ein Lachen, um das ihn Voltaire beneidet hätte. Aber Monsieur Briffot hatte einen aufmerksamen, nimmer müden Wächter: seine Frau. Sie war immer in seiner Nähe, auch jetzt legte sie ihre Hand auf seine Schulter.

„Warum siehst Du so auf die See hinaus, Jérôme?“ fragte sie freundlich und in seiner Muttersprache.

Er wendete seinen Kopf nicht eher um, als bis er sicher wußte, daß alle Spuren des Kammers aus seinem Gesichte verschwunden waren.

„Ich verfolgte die Idee Deines Kapitäns,“ sagte er dann.

„Ich sehe in der See dort nur schmutziges Wasser, dem die tüchtige Kraft gegeben ist, ohne alle Urtage Grausen und Verwüstung schaffen zu können. Zahllose Schätze liegen auf seinem finsternen Grunde, und oben segeln hungrende Menschen darüber hin, täglich neues Weh, täglich neuer Tod — den Säugling reißt die brüllende Flut aus der Mutter Arm, den Gatten von der Gattin Seite. Und hinter all diesem Jammer gewahrt der gute Kapitän einen allliebenden Gott! Meine Augen sehen nicht so klar.“

Charlotte trat ganz nahe an das Fenster.

„Es steht eine hohe See draußen,“ sagte sie, „die Flut läuft in diesen Tagen stärker als gewöhnlich.“

„Die Menschen formen sich ihren Gott und bauen sich ihren Himmel selbst,“ murmelte der Professor eintönig weiter, „jeder nach seinen leiblichen oder geistigen Bedürfnissen. Der Südländer umgibt ihn mit dem Paradies, mit Jungfrauen und Musik. Der kalte nordische Protestant zeigt uns einen vergrößerten Schattenriß seines eigenen verbißenen Gesichtes, gnädig und barmherzig nur allein seiner Sippe und deren Freunden. Haha!“

Madame Briffot erwiderte kein Wort. Das war eine alte bekannte Geschichte für sie, sie erinnerte sich, dieselben Worte schon von ihres Mannes Vater gehört zu haben; Jérôme aber wiederholte sie beinahe apathisch, wie einer, der lange um Brot gebeten, stets aber nur einen Stein erhalten hat.

„Komm hinunter zum Strande,“ bat sie, „Onkel Georg sprach von Schiffstrümmern, die das Meer angeschwemmt habe, und von seltenen Seegewächsen, die aus weiten Fernen gekommen sein müssen. Auch sollen sich viel Fische zeigen, die sonst nur draußen im tiefen Wasser zu finden sind, und die sich seit Menschengedenken nicht so dicht ans Land gewagt haben. Und sieh nur dort den Horizont, Jérôme; wach eine Veränderung in der Färbung der Luft!“

Jérôme steckte seinen Kopf mit Kennermiene zum Fenster hinaus.

„Von dort her kommt die Gefahr, wie mich Kapitän Wittmad belehrte,“ fuhr seine Frau fort, indem sie auf einen schwarzen ruhigen Fleck am nordöstlichen Horizont deutete, der seine Gestalt unverändert behielt, während der ganze übrige Himmel mit grauen, zerrissenen, fliehenden Wolkenmassen bedeckt war. Von der See her aber tönte dumpfes, zorniges Gebrüll,

und die weißen Wogenkämme wälzten sich mit angsterregender Hast unaufhaltsam dem Lande zu.

„Das sind eigenthümliche Vorboten,“ sagte Jérôme. „Ich will hinunter und unseren Freund Jochem befragen. Komm mit, Charlotte, komm mit.“

Aber ehe er das Zimmer verließ, blieb er stehen und legte seine Hand mit bittendem Lächeln auf ihre Schulter.

„Ich darf mir durch jene alten Gedanken nicht den Tag verderben lassen, nicht wahr?“

„Nein, Jérôme, nein!“ Sie ergriff seine Hand und küßte sie, wie eine Mutter ihres Kindes Hand küßt.

Er setzte seinen Fuß auf einen Stuhl und bemühte sich mit großem Ernste, die ledernen Riemen seiner schweren Schiffschuhe fester anzuziehen, wobei er einen wohlgefälligen Wid über seine Seemannskleider gleiten ließ.

„So. Nun komm hinunter, Charlotte. Es sind dort seltsame Anzeichen in der See, die ich zu beobachten wünsche.“

Als Kapitän Wittmad am Nachmittage vom Strande herauskam — er hatte den ganzen Tag das Vorrücken der Hochflut beobachtet und gemessen — bemerkte er ein kleines Fuhrwerk vor dem Seiteneingange des Hauses, von welchem eine Frau herabstieg und dann eine Anzahl Bündel ins Haus schaffte. Ungefähr eine Stunde darauf trat Madame Briffot aus der Thüre; sie hatte sich einen wollenen Shawl über den Kopf gebunden und pfückte, während sie mit ihm sprach, die dünnen Blätter und Beeren von einem am Gartenzaune wuchernden Gesträuche.

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen,“ begann sie mit gepreßter Stimme und glutübergossenem Gesicht.

„Halloh! Etwas über Dich selbst, Kind?“

Die kleinen Augen des Kapitäns funkelten vor Neugierde, und er wälzte ein Stück Brod herbei, damit sie sich setze. „Nun, Votichen?“

„Etwas über uns beide, über Jérôme und mich.“

Sie hielt inne.

„Ich habe wohl gemerkt,“ sagte der Alte, der das Gesändniß irgend einer begangenen Unflugheit erwartete, „daß Ihr in ganz eigenthümlicher Weise gelebt habt, wahrscheinlich im Sinne aller ideal denkenden jungen Leute.“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie abweisend. Dann lehnte sie sich bequemer an den Gartenzaun und fuhr fort:

„Wir sind in den letzten Jahren sehr arm gewesen, sehr arm. Mein Mann ist kein —“

„Rechner?“ wagte Wittmad leise anzudeuten.

„Ja. In Vertheidigung einer Idee würde er mit scharfsinnigster Energie einer Welt trotzen, aber in Bezug auf Broterwerb — ich bin anders! Ich hätte ein Mann sein müssen! Vor ungefähr einem Jahre wurde er aufgefordert, im Dienste einer geologischen Gesellschaft mit anderen Gelehrten nach Brasilien zu reisen. Ich war glücklich darüber. Unsere engen, ungesunden Wohnungsverhältnisse tödteten ihn. Auch konnte ich mit Ruhe meine übernommenen Arbeiten ausführen, und dann —“

Sie unterbrach sich; eine Purpurglut überzog ihr Gesicht.

„Nun, Kind?“

„Gott war gütig gegen uns,“ fuhr sie beinahe flüsternd fort, „sechs Monate nach meines Mannes Abreise schenkte er uns ein anderes Kind.“

„Und davon weiß ich gar nichts!“ rief Wittmad im höchsten Erstaunen.

„Ich habe selbst Jérôme kein Wort davon gesagt. Das Kind gab ich in Pflege, weit entfernt von der Stadt, wo es frische Luft athmen konnte und nicht Gift. Dort ist es geblieben bis jetzt. Vielleicht habe ich unrecht gethan,“ — sie verbarg ihr Gesicht glücklich lächelnd in ihren Händen — „aber ich hatte meinen Plan. Ich wollte ihm beides zu Weihnachten schenken, seine Heimat und sein Kind.“

Der Kapitän blickte nach der See, steckte ein Stück Tabak in den Mund und sprach kein Wort.

„Das war es, was ich Dir sagen wollte — willst Du nun das Kind sehen?“

„Ja, Lottchen. Das Kind sehen? Ei natürlich!“

Und der alte Kapitän trotzte hinter ihr her, dabei vor Erstaunen halb unzurechnungsfähig um sich blickend.

„Hab' ich auf allen meinen Fahrten je so was erlebt!“ plägte er endlich los. „Einem Menschen an einem einzigen Tage mit Haus und Hof und Kind über den Hals zu kommen! So was ist ja noch gar nicht dagewesen, so lange das Wasser salzig ist!“

Sie lachte heiter und hell, sprang in eine Seitenkammer und erschien gleich darauf mit dem im Kissen liegenden Kinde. Sie stand an einem Fenster, und das rothe Abendlicht umfloß Mutter und Kind.

„Es ist ein Knabe,“ flüsterete sie, das Tuch lüftend. „Er sieht aus wie einst klein Willy.“

„Ja,“ antwortete der Kapitän. Er hatte sich vorgenommen, etwas recht Passendes und Angenehmes zu sagen; statt dessen aber nahm er des Kindes kleinen Fuß in seine große Hand und küßte denselben verlegen. Eine seltene zarte Schönheit verdeckte Charlottes Gestalt und Gesicht, als sie sich über das Kind neigte und der letzte Strahl der durch die Wolken brechenden Winterabensonne sie verklärte.

Sie redeten nur noch wenig. Die Mutter tändelte mit ihrem Knaben; sie streichelte ihm scherzend Wangen und Kinn, bis er lachte. Und hierüber vergaß sie ganz Wittmads Gegenwart.

„Na, nun will ich nur wieder gehen,“ sagte der Alte endlich. „Aber höre, Lottchen, ich habe doch auch meinen Antheil an dem jungen Burschen da? He?“ Und im Fortgehen murmelte er: „Muschüh Briffot muß doch eine gute Haut sein, daß ihm noch so viel Glück widerfährt. Gott fügt es gar seltsam mit den Menschen!“

Charlotte aber stand dort in dem engen Gange, wenige Schritte von der Thür, die ihren Gatten barg, in dem Hause, das sie ihm und sich erarbeitet hatte. Auf dem Arme hielt sie das Kind, das sie ihm morgen darbringen wollte, und ihr jubelndes Herz sagte ihr, daß sie des Lebens Höchstes endlich, endlich erreicht hatte.

„Aller Schmerz, aller Kummer ist nun aufgewogen,“ sagte sie wieder und wieder, dabei drückte sie das Kind so heftig an sich, daß es zu schreien begann. Draußen dunkelte der Dezemberabend, und es ward stürmischer. Wie sicher, wie wohlthätig er schien ihr das alte feste Haus, wie glücklich und ruhig blickte sie der Zukunft entgegen!

Sie trug das Kind wieder in die Kammer der Wärterin, und nachdem sie es sicher und warm in der Wiege wußte, ging sie über den Gang zurück, um ihren Mann im Wohnzimmer aufzusuchen. Sie summete leise ein Lied vor sich hin; plötzlich unterbrach sie sich, und alles Blut wich aus ihrem Gesicht, als ihr einfiel, daß sie mit demselben Liede einst ihren kleinen Willy in den Schlaf zu singen pflegte. Als sie aber die Hand auf die Thürklinke legte, hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen. Von dem Augenblicke an galten der kleine todte Willy und das Knäblein in der Wiege ihrem Herzen als ein einziges Kind.

Jérôme saß am Ofen, inmitten eines Babels von Büchern. Seine Gedanken befanden sich in einer fremden Welt, in der es weder Nordoststürme, noch Hochfluten, noch auch eine Charlotte gab. Seine Frau merkte das an dem halb unwilligen Stirnrunzeln, mit welchem er sie über seine Brille hinweg anblickte.

„Monsieur Briffot!“ jagte sie.

„Platt-il, madame?“ erwiderte er und legte sein Buch fort; dann stand er auf und holte einen Stuhl für sie herbei. Im Berkeh mit dem einzigen Weibe, das er jemals geliebt, hatte es der alte Professor niemals an der strittesten Beobachtung der echten französischen Höflichkeitsformen fehlen lassen.

„Willst Du nicht hinunter an den Strand gehen, Jérôme?“ fragte sie. „Die Mut kommt herein, und Kapitän Wittmad ist auch unten. Ich möchte gern das Zimmer in Ordnung bringen — für morgen.“

Gehorsam wie immer begann der Professor seine Jade zuknöpfen, er konnte aber dabei eine fragendes „Für morgen?“ nicht unterdrücken.

„Morgen ist Weihnachten,“ entgegnete sie mit verhaltener Aufregung in Stimme und Blick. „Und ich möchte gern, daß wir in diesem Jahre den Tag feiern; ich freue mich sehr darauf, weil —“

Des Zweiflers Gesicht veränderte sich; seine Finger zögerten über dem letzten Fadentknopf. „Bist der Tag Dir mehr als andere Tage?“ fragte er trocken.

„Wir haben ihn nie gefeiert. Gott hat uns Gutes gethan, Jérôme, und Weihnachten ist das Gedächtnißfest seiner Geburt, der Tag —“ sie sprach die Worte leise und mit sanfter Härlichkeit — „an dem die Liebe in die Welt kam als ein kleines Kind — als ein kleines Kind.“

Er sah sie lauernd an, dann ergriff er Stok und Hygrometer und sagte, indem er die Thüre öffnete:

„Höre, höre das Tosen des Meeres! Es wird dumpfer und drohender von Stunde zu Stunde. Wenn der Tod zu reden vermöchte, so könnte seine Stimme nicht anders klingen!“

Er redete verstört, mit ängstlichem abwehrenden Blick; dann tastete er die dunkle Treppe hinunter. Gleich darauf aber kam er eilig zurück.

„Köstet es Dich viel, diesen Tag aufzugeben, Kind?“ fragte er, dicht an sie herantretend und seine Hand auf ihren Kopf legend. „Ich bitte Dich darum.“

„Deine Mutter feierte ihn,“ entgegnete sie.

„Das weiß ich,“ sagte er und sah mit trüben, schmerzvollen Blicken auf das Feuer im Ofen, hinaus in die Nacht, überall hin, nur nicht auf ihr Gesicht. „Ihr Glaube aber ist nicht der meine.“

„Jérôme,“ bat sie sanft, „kann es nicht sein? Thue es mir zur Liebe — nur dieses einzige Mal! Ich habe mich seit langer, langer Zeit darauf gefreut! Wenn ich mich nun meiner eigenen Kindheit erinnern wollte? Wenn ich nun einige kleine Geschenke für Dich hätte? Laß uns morgen Weihnachten feiern!“

Ihre weiche, bittende Stimme rief ihm die des kleinen Willy wieder ins Gedächtniß. Sie hatte ihre Hände auf seinen Arm gelegt und blickte mit ihrem mageren Gesichtchen zu ihm auf, mit dem Gesicht, das die Spuren aller ihrer jahrelangen, liebevollen, geduldigen Mühen trug. Sein suchendes Auge entdeckte noch Spuren jener frischen Schönheit, die den Gelehrten zuerst zu dem süßen Kinde des Strandes gezogen. Und seltsam, noch in allen späteren Jahren, wenn Jérôme seines Weibes gedachte, er schien sie ihm so, wie sie an diesem heiligen Abend ihn angeblickt hatte.

„Sei mir nicht böse, Charlotte,“ stammelte er.

Sie meinte den Moment zu benutzen.

„Wir feiern das Fest zusammen!“ rief sie eifrig.

Er machte sich aus ihren Händen los und ging mit laugen unsicheren Schritten im Zimmer umher.

„Ich kann nicht lügen! Ich kann Gott nicht belügen!“ jagte er dumpf.

Als Charlotte den Ausdruck seines Gesichtes bemerkte, rief sie in ängstlicher Hast:

„So laß es gut sein, Jérôme, denke nicht mehr daran! Ich kann Dir ja meine kleinen Geschenke auch ohne Weihnachtsfeier geben! Denke nicht mehr daran, Liebster, es hat ja nichts zu bedeuten!“

Und doch hatte es eine Bedeutung für Jérôme, der, trotz seiner kindlichen Einfalt und trotz der erborgten Weisheit, mit der die Bücher sein Gehirn belastet — darunter auch erborgter Unglaube — in seiner Brust ein starkes, ehrliches Herz und ein feines Ehrgefühl trug. Sie ward gewahr, daß ihre Worte in eine geheime Tiefe seiner Seele gedrungen waren, die er ihr bisher noch nicht geoffenbart hatte.

„Was ist Dir, Jérôme?“ und sie legte ihre zitternde Hand von neuem auf seinen Arm.

Er blieb stehen.

„Meine Mutter feierte den Tag. Und als sie todt war, thaten wir Kinder dasselbe, damit sie sich freue, wenn sie auf uns herabblühte. Jetzt, da ich kein Kind mehr bin, weiß ich, daß sie niemals unsere Freude aus dem Jenwärts sehen konnte, denn nichts ist mehr von ihr übrig, als Staub und Knochen. Ich kann den Tag nicht feiern.“



Auch eine Weihnachtsgabe. Originalzeichnung von B. Wolke.

Sie stand vor ihm und sah ihn an.

„Todt ist todt!“ rief er wild. „Wenn sie und mein Knabe eben so wenig jemals wieder mit mir verkehren oder mich sehen können, wie der Stein zu meinen Füßen, so kann ich auch nicht an den Tag glauben, an dem, wie Du sagst, das ewige Leben in die Welt gekommen sein soll!“

„Und mir ist nichts lebendiger, als mein kleiner Willy. Es schmerzt mich, daß Du nicht auch so fühlen kannst,“ entgegnete Charlotte. „Ehe er gestorben war, konnte mich niemand eine fromme Frau nennen; wenn jetzt aber gute Gedanken in meine Seele kommen, so weiß ich gewiß, daß mein Kind sie mir vom Herrn bringt.“

„Erinnerst Du Dich noch,“ begann er plötzlich, „wie unier Knabe zuweilen stundenlang im Sonnenschein auf den Treppentritten sitzen und träumen konnte?“

„Ich erinnere mich,“ antwortete sie und wandte ihr Gesicht ab.

„Wenn ich ihn so sitzen sah,“ fuhr er fort, „dann dachte ich an meine eigene Jugend und an das Haus meines Vaters in Antwerpen. Wenn ich damals von meinem zukünftigen Leben träumte, da gab es nichts, das ich nicht spielend zu erreichen wähnte. Ich wollte ringen und kämpfen und siegen, wie noch kein Mensch zuvor. Ich wollte einer der Leiter der Menschheit werden, ich wollte — o Gott — was wollte ich nicht? Und was wurde endlich daraus?“ Hier glich seine Stimme einem schrillen heiseren Schrei. „Ein Fleckchen, ein Samenfrüchlein befand sich in meinem Blut — ein Nichts — dah! Ein Nichts! Mein Großvater starb als Trunkenbold, mein Vater starb als Opiumesser. Ich — Du kennst die alte Geschichte, Charlotte!“

Sie sah ihn nicht an; sie wollte seinem Argwohn nicht den Vorwurf in ihren Augen suchen lassen, der doch nicht darin lag. Wieder zeigten ihr bleiches Antlitz, ihre jetzt auf einander gebissenen Zähne, jene herausfordernde Energie, die Wittmad bemerkt hatte. Sie zog seine Hand an sich und küßte sie.

„Es war kein Verbrechen,“ schluchzte sie — der alte Refrain so vieler langer Jahre.

Jerome lächelte traurig.

„Armes Weib!“ sagte er. „Nein, kein Verbrechen; denn zugleich mit der Verführung ward mir eine schwache Willenskraft. So aber sind sie verschwunden, die Hoffnungen, die Gelegenheiten des Lebens — Geist und Körper zerfressen von jenem bestialischen Verlangen, dem Durst! Vorbei, vorbei! Wer trägt die Schuld?“

„Du sagtest mir, daß diese kräftige Luft Dir zu Hülfe kommen würde, daß sie eine Kur bewirken müßte.“

„Ja. Aber ist es recht, daß das Schicksal einer Menschenseele von äußerlichen Zufälligkeiten abhängt? Soll ich verdammt sein wegen dieser exorbitanten Pest in meinem Blute? Die Hälfte der Millionen Verlorener, die die großen Städte mit ihrem Elend füllen, sind nicht verantwortlich für die Verbrechen, zu denen sie von irgend einem angeerbten Laster gedrängt wurden; Diebsgelfüste, Trunt- und Mordsucht wurden mit ihnen geboren, sie saugten sie ein mit der Muttermilch. Diese Welt, die der Schöpfer „gut“ fand, ist nichts als eine riesengroße Anhäufung von Corruption, durchgehoren von Sünden und Weh, nicht vom Menschen hervorgerufen und nicht vom Menschen zu besiegen!“

„Warum aber dieses alles am heutigen Abend?“ sagte Charlotte, die sich vor dem Sturm in ihres Mannes Gemüth fürchtete.

„Weil ich Gott dankbar dafür bin, daß er, der diesen Fehler begangen, denselben auch wieder ansücht. Einst war ich glücklich in dem Gedanken, daß meine Mutter aus ihrem langen Schlafe wieder erwachen würde zu neuem Leben, zu neuem Lieben, zu neuem Fühlen. Jetzt danke ich Gott dafür, daß sie nichts mehr wissen wird — daß für sie sowohl, wie für uns alle, der Tod der Beginn des ewigen Nichts ist.“

Er schwieg. Der dumpfe Pulsschlag der See erhob sich für einen Moment zu wildem, hohlem Warnungsruuf, dann sank er wieder zurück in düstere Schwermuth.

„Es ist, als ob die Todten dort draußen uns von ihren Ruhestätten zurückzudrängen wollten,“ murmelte er, während sein Auge träumerisch durch die Nacht irrte.

Charlotte legte ihre Hand auf seine Schulter und blickte hinunter zum Strande, als ob dort draußen in Nacht und Kälte wirklich das Reich der Todten läge.

„Ich fürchte mich nicht vor ihren schweigenden Ruhestätten, Jerome,“ sagte sie.

Ihr schönes, scharf geschnittenes Profil trat lebenswarm zwischen ihn und die Finsterniß, und ihre Stimme klang frisch und ermutigend.

Sie wendete sich zu ihm mit hoher Röthe auf den Wangen.

„Dort ist auch unser Knabe,“ sagte sie, „und all die anderen Todten, die wir liebten. Sie wachen über uns, Jerome!“

Er hörte ihr traurig lächelnd zu. „O, ich weiß es,“ fuhr sie fort; „einst wird mein Knabe mir zuerst entgegen kommen mit seinem gewohnten Ruf: „Mutter, liebe Mutter“, den ich so gern hörte, und mit seinen hellen, lachenden Augen — er kann selbst als Engel keine süßeren Augen haben. Ich wußte wohl, als ich in jener Nacht seine lieben, lieben Augen zudrückte, daß es nur auf eine kleine Weile sei.“ Die Stimme verjaagte ihr, und ein Schluchzen erschütterte ihren Körper; sie fuhr mit der Hand empor an ihre Kehle, als ob sie einen Schmerzschrei zurückhalten wollte. „Nur auf eine kleine Weile,“ wiederholte sie dann.

Jerome beschwichtigte sie mit sanften Worten, denn er fühlte ihr nervöses Zittern; sie hing an seinem Halse und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

„Laß uns jenes ferne Land nun vergeffen,“ sagte er, „und zur Ruhe gehen, Charlotte. Das Brausen des Sturmes draußen regt Deine Nerven noch mehr auf.“

Damit führte er sie zur Thür. Sie ging hinaus, aber ehe sie dieselbe hinter sich schloß, blickte sie mit einem Lächeln auf ihrem verweinten Gesicht zurück.

„Morgen früh wird es still sein,“ sagte sie und nickte ihm „Gute Nacht!“

„Morgen früh wird es still sein!“

Der Professor dachte lange über diese Worte nach, als er allein am Fenster saß. Er hatte sich nie einsamer gefühlt. Der neue Aufenthalt hauchte ihn fremd an. Das Feuer im Ofen war längst ausgegangen; die Gegenstände in seiner nächsten Umgebung erschienen ihm fremdartig und unheimlich in der Dunkelheit. Der Nebeldunst kroch durch alle Fugen des Fensters herein, wie der kalte Odem aus einem Weinhaufe. Es überkam ihn eine dumpfe abergläubische Furcht vor dem, das jenseits jener Nebelmauer lag, vor dem unerklärbaren Dort, von wo die unartikulirten Töne der Sturmnacht zu kommen schienen. Er stand auf und öffnete schauernd das Fenster. Eine Fledermans huschte vorüber und streifte mit feuchtkaltem Flügel sein Gesicht; der Mond war längst niedergegangen, und der Nebel, der so dicht an das Haus herankam, daß er seine Kleider durchnäste, reckte sich über Meer und Himmel und Land, verdickte die Luft, die er athmete, und verbarg die weiße Linie der Brandung, die mit bisher noch nie wahrgenommener Wuth gegen den Strand anstürmte. Der Professor starrete mit zusammengezogenen Brauen hinaus und verjuchte seine Furcht wegzuböhnen.

„Am Tage ist es nur eine Wassermasse, allerdings voll von Gefahren und Tod. Jetzt aber kann es auch die Hölle sein, die die Wolken zu ihrem Gewand und die Finsterniß zu ihrem Mantel macht.“

\* \* \*

Er wußte nicht, wie viel von der Nacht schon vergangen sein mochte. Zuweilen war es ihm, als sähe er vereinzelte bleiche Lichter unten am Strande im Nebel hin und herfahren: Wittmad und seine Fischer auf der Strandwacht. — „Unruhige ängstliche Geister, die nicht über den Acheron kommen können,“ lachte er, sich bebend zu einem Scherz zwingend; aber das Lachen verhallte in dem leeren Zimmer, und keine Spur davon war mehr auf des Professors Lippen, als er die dunkle Treppe hinunterstufte und hinaustrat in den Sturm,

nachdem er sich vorher noch des Kapitäns schweren Winterrod angezogen. „Nur Charlotte zu Liebe,“ murmelte er. Sein Herz war heute Nacht seltsam weich, wenn er an die einzige Freundin dachte, die er in seinem Leben gekannt.

Der Nebel umfing ihn schwer und naß, als er draußen vor dem Hause stand. Gleich darauf kamen Wittmad und Jochem Bretwolt vorüber, sie trugen Laternen und Tauwerk, und ihre Gesichter sahen in dem grünlichen Lichte ganz geisterhaft aus; auch ihre Stimmen klangen dünn und wie aus weiter Ferne, oder als hörte er sie im Traume.

„Heute Nacht ist's am besten im Zimmer, Mischöh Briffot; es sieht gefährlich aus hier draußen, bleiben Sie im Hause, Mischöh, bleiben Sie im Hause!“

„Meinen Sie, daß es noch regnen oder schneien wird?“

„Nein. Das ist einer von den trockenen Stürmen, die wir hier an der Küste nicht gern haben. Gehen Sie ins Haus; man kann nicht wissen, was diesem Winde heute Nacht noch einfällt, und Charlotte ist ganz allein.“

Aber Monsieur Briffot ging nicht hinein. Die beiden Männer hatten sich ganz sonderbar gebehrt, während sie mit ihm sprachen; sie hatten ab und zu mit augenscheinlicher Anstrengung gehorcht und dann wieder den schmalen Streif des sandigen Küstenlandes, der von ihren Laternen erhellt wurde, aufmerksam beobachtet. Er bemerkte auch, als er sich abwendete, wie Bretwolt sich schnell bückte, eine gelblich weiße Schaumflode aufhob und seinem Gefährten zeigte, und dann schien es ihm, als ob das verwitterte Gesicht des alten Kapitäns bei dem Anblick todtbleich wurde. Er wollte nicht hineingehen; er hatte ein Recht zu erfahren, welcher Art die Gefahr sei, die Charlotte bedrohte, ein Recht, dieselbe zu erwarten, zu wissen, wer diese Todesboten seien, die das schweigende Jen-seits entzündete. Und von neuem kamen Furcht und Zweifel und Ungewiß über ihn vor dem Wesen jener fernen Finsterniß, und langsam schritt er durch den Nebel weiter, unbekümmert um die Gefahr und um ihre Vorboten.

Er grübelte über seiner Theorie, und ein höhnisches Lächeln war auf seinen dünnen Lippen. Und wenn nun die Todten nicht todt wären? Wenn sie nun wirklich aus dem Schattenreiche ihre geipentischen Hände ausstreckten und die Lebenden zu sich zögen? Und wenn nun heute Nacht der Fürst der Schrecken, der Tod, selber käme und im Graus des hereinbrechenden Unwetters Charlotte und ihn hinterrücks überwältigte? Jérôme war abergläubisch wie alle Zweifler, aber er hatte auch ein muthiges Herz und zugleich so viel Interesse an der Sache selbst, daß er sein Entsetzen niederkämpfte und mit ihm spielte. Er setzte sich nieder auf den feuchten Boden; an den Stellen, wo er den Sand mit seinen Fußspalten angerührt hatte, zeigten sich phosphorisch leuchtende Fünklein; er nahm sie aus dem dunklen Erdreich auf seinen Finger. „Handschrift der Abgeschiedenen, zurückgelassen für die Lebenden, die ihnen folgen sollen,“ murmelte er.

Er streckte sich aus und legte die Hände unter seinen Kopf. Er starrte hinauf zum nebelbedeckten Himmel, er lauschte dem Donner der See, der jetzt aus der Tiefe gerade unter ihm zu kommen schien und ihn seltsam beängstigte. Er schloß die Augen; seine Kleider waren durchnäßt, er zitterte wie im Fieber, und durch sein Gehirn kreuzten wirre Phantastien. Was einst Dante als Vision vor die Seele trat, ihm war es Wirklichkeit. Er lag lebendig am Rande der unergründlichen Tiefe, sein Ohr vernahm den Entsetzensschrei aus dem Hades; jetzt klang derselbe schwächer, jetzt stärker, er klang wie die Windsbraut, die durch entblätterte Waldungen daherkam; er machte die Erde erbeben und starr dann hin in schrillem Wehelaute. Dann stand eine breite dunkle Gestalt neben ihm im Nebel, und eine Stimme wiederholte die alten prophetischen Worte:

„Der Tod und die Hölle gaben die Todten, die in ihnen waren, heraus —“

„Es gibt keine Hölle!“ rief er aufstehend und weiter schwankend — dann lächelte er über seine eigene Narrheit.

Es konnte auch eben so gut Wittmad gewesen sein, der jene Worte gesprochen hatte; der Alte war in der heiligen Schrift sehr belesen. Aber rings um ihn her war es dunkel, er sah

keine Spur mehr der Laternen in dem immer düsterer werdenden Nebel; er befand sich ganz allein am Strande.

Jérôme versuchte seine krankhaften Phantasien abzuschütteln, um mit kühlem Auge die Gefahren ermessen zu können, die in der Finsterniß der Nacht ihn umlauerten; vergebens, die Furcht war stärker als er. Auch war er ja nur eine Landratte, und noch dazu eine recht unwissende und hilflose, sobald er sich außerhalb seines Studierzimmers befand. Was sollte er beginnen, wenn der Erdboden unter seinen Füßen erzitterte, wenn kein Himmel mehr sichtbar war und jeder noch so geringe Anhaltspunkt für Augen und Ohren fehlte? Fern über der schwarzen Finsterniß des Meeres begann ein fahles Nordlicht zu glänzen, dessen unsicherer Schimmer die Dunkelheit nur noch dichter zu machen schien. Seine Füße sanken in eigenthümlicher Weise bei jedem Tritt in den Sand ein, als wollte der Boden unter ihm weichen. Eine schwere Hand, die sich auf seine Schulter legte, brachte ihn wieder zu sich.

„Bretwolt!“ sagte er; dann deutete er mit der Hand in die Finsterniß: „Was liegt dort, Jochem? Des Todes dunkles Reich?“

Des Fischers Arm zitterte als er antwortete: „Ob Gottes oder des Teufels Reich — es streckt seine Arme nach uns aus. Da seht!“

Er wies auf den Sand, aus dem sich weißliche Schaumflocken emporräuselten. Der Professor bückte sich aufmerksam. „Was hat das zu bedeuten?“ fragte er.

„Die Hochflut, Mann!“ schrie Bretwolt. „Können Ihr nicht sehen, daß das Wasser schon höher ist, als der Fled, auf dem Euer Haus steht?“

Jérôme warf einen schnellen scharfen Blick um sich; derselbe genügte, ihn aus seinen Träumereien zum thatkräftigen Leben zu erwecken. Der Mann, nicht länger der Bäderwurm, sprang empor, nervig und entschlossen mit dem Tode zu ringen, der ihm ins Angesicht starrte.

„Ihr kommt zu spät!“ hörte er Bretwolt noch schreien, als er schon durch die schäumenden Wasser watete; im selben Augenblick vernahm er ein dumpfes Krachen, ohne aber recht zu wissen, aus welcher Richtung.

Der Nebel blendete ihn; der von dem Winde aufgeraffte Sand peitschte seine Haut und drang ihm in die Augen; höher und höher umwirbelte das trübe Wasser seinen Leib, und seine Füße verwickelten sich in den treibenden Seetang. Auf seiner Brust aber lag ein entsetzlicher Druck, der ihn am Schreien verhinderte. — Gleichviel, dort hinter jenem Landvorsprunge mußte schon das Haus liegen.

Charlotte! Sie stand auf einem Haufen zertrümmerten Mauerwerks, ihr weißes Nachtgewand zerrissen und beschmutzt von den vorüberwirbelnden Baumästen und Geröllstücken. Jérôme fragte sich, ob der Trümmerhaufen das Haus gewesen sein könne, dann aber verdrängte der Gedanke an sein Weib alle übrigen. Rings um sie her kochte und brauste ein breiter Strom Wassers, der in jedem Augenblick höher anschwellen konnte. Er sah nicht, wie tief die Flut war, auch nicht, daß die Mauertrümmer, auf denen Charlotte stand, immer mehr und mehr in dieselbe hinabrollten. Er warf Wittmads Rock und seine Schuhe ab.

„Sois tranquille!“ rief er. „Ich bin da, Charlotte, ich komme!“

Sie schien kein Wort verstanden zu haben, denn sie winkte mit der Hand, als ob sie ihn zurückhalten wolle, und nur ein schwacher Schrei drang zu ihm herüber. Er lachte zuversichtlich.

„Arme Charlotte! Sie glaubt, daß sie sterben muß, und doch ist ihr alter Jérôme so nahe! Muth, Kind! Ich schwimme!“

Aber das Wasser überwältigte ihn, als er unerfahren und ungeschickt darin vorwärts strebte; es erstarbte seine Arme und Beine und schlug über seinem Haupte zusammen. Endlich gelang es ihm, den Boden wieder zu gewinnen. Bis an die Brust stand er in den Fluten und blickte zu ihr hinüber.

„Ich komme, Charlotte!“ schrie er. „Weib, Weib!“

O, welche Bedeutung lag in dem alten deutschen Worte in diesem Augenblicke für ihn!

Ob der Kampf Stunden oder Minuten währte, er wußte es nicht; am Ende desselben lag er auf dem Strande wie ein aus Land geworfenes Stück Holz. Der Strom zwischen ihm und Charlotte, den er nie überschreiten sollte, wurde breiter und breiter. Jetzt umspülte er ihre Füße und bald darauf ihre Knie. Sie streckte ihre Arme nach ihm aus — sollte er ihr helfen, oder wollte sie ihm Lebewohl sagen?

Er lag ganz still. Ihr Antlitz war ihm zugekehrt, sie achtete nicht des Todes zu ihren Füßen, — das treue Antlitz, umrahmt von dem ergrauenden Haar, verklärt von der ganzen Liebe aller der vergangenen Jahre — und er mußte hier liegen, hilflos und ohnmächtig, und sehen, wie der langsame Tod an ihr emporkroch, empor zu ihren Lippen, ihren Augen!

Er preßte eine seiner kraftlosen Hände auf seine Brust, in der dumpfen Hoffnung, das dort so schwächlich klopfende Leben auszubrüden; dann, mit krampfhaftem Griff in den Sand, kroch er dem Wasser zu.

„Ich komme, Charlotte! Ich schwimme!“ schrie er, und dann war es zu Ende.

Der Morgen brach an, kalt und klar; die Helligkeit strömte durch die Ritze und Fugen einer alten Fischerhütte. Jérôme hatte ein Lager aus Tauwoll und Treibholz zusammengeschnitten und dann seine Todte darauf gebettet. Er saß auf dem Boden und hielt ihren Kopf an seiner Brust, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, ihr nasses Haar so zu ordnen, wie sie es am liebsten getragen. Der wirre Ausdruck war aus seinem Gesicht gewichen, ruhig und ernst bengte er sich über das Antlitz der Todten. Es war, als seien durch diesen einen großen Schlag, den Gott ihm erteilt, alle Berschröbenheiten aus seinem Gehirn gewichen.

Vor ihm standen Wittmad und einige Fischer, und draußen vor der Thür der Hütte flüsternten und schluchzten mehrere Frauen.

„Ich muß sie weiter von hier forttragen,“ sagte Jérôme, indem er mißbilligend um sich blickte. „Ich will nicht, daß man sie noch ferner durch diese Klageleute führt.“

„Ja wohl, Herr Professor,“ antwortete Wittmad besänftigend. „Freilich kann sie jetzt kein Schmerz mehr treffen. Kummer und Thränen sind ihr nun fern.“

„Ich bin dessen nicht gewiß,“ erwiderte Jérôme, „sie hatte ein feines Ohr für jeden Schmerzenslaut.“ Dabei betrachtete er die weiße Hand mit den blauen Adern, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck an, der Wittmad sich abzuwenden zwang.

„Euer Weib ist nun zur Ruhe,“ sagte Jochem Bretwolt, „und Ihr könnt sie nicht wieder aufschreiben. Selbst draußen die Brandung könnte das nicht.“

Jérôme blickte von einem zum andern. „Das ist ja Charlotte!“ flüsterte er, den todtten Körper an sich drückend. „Lebendig oder todt, sie ist mein Weib! Charlotte ist's. Versteht Ihr denn nicht?“

„Ja, Muschö, ich verstehe,“ antwortete Wittmad, indem er sein Gesicht und seinen kalten Kopf mit seinem Taschentuch abwischte. „Geht einen Augenblick hinaus, Leute. Wir müssen hier mehr Luft haben. — Ich wollte nur sagen,“ fuhr er fort, „daß sie nun Ruhe habe, daß das, was uns schmerzt, sie nicht mehr berühren kann.“

„Wenn ich leide, leidet auch sie,“ murmelte Jérôme. „Sie wissen nicht, was für ein Leben wir zusammen geführt haben, sonst würden Sie so nicht sprechen. Wie, ich sollte allein zurückkehren nach Köln, in die Höhle, die wir dort bewohnten? Ich sollte allein dort leben, tage-, wochen-, jahrelang? Ich sollte wieder arbeiten und darben wie zuvor, ohne daß sie, mein Weib, sich darum kümmerte? Ah, Freund, Sie haben Charlotte nie gekannt!“ Und er berührte ihre geschlossenen Augenlider mit einer Geberde unbeschreiblicher Zärtlichkeit. „Wenn sie im tiefsten Schlafe lag,“ fuhr er fort, „horchte sie auf, wenn ich ihren Namen aussprach. Sie wird meine Stimme nicht vergessen — sie wird sie niemals, niemals vergessen,“ schloß er, indem er ruhig emporsah.

„Aber Ihre Frau ist jetzt todt,“ entgegnete Wittmad fast ungeduldig, „und Sie selbst müssen Gott danken, daß der Jammer der Welt ihr kein Weh mehr bereiten kann.“

„Ich?“ fragte Jérôme mit stockendem Athem.

Lange Zeit herrschte Schweigen in der Hütte. Sein alter Unglaube kehrte zurück, und sein Blut floß ihm kalt zum Herzen.

„Gottes Welt und alle seine Kreaturen sind verderbt durch tausend Sünden,“ sagte Wittmad. „Dies waren Ihre eigenen Worte, und Sie dankten dem Schöpfer, daß der Tod allem Erschaffenen für ewig ein Ende machte.“

„Ich dachte nicht an Charlottes Liebe,“ antwortete Jérôme leise und demüthig. „Die kann nicht ewig schlafen! Sie kann nicht, hörst Du es, Mann?“ Hier sprang er vom Boden auf und richtete sich zu seiner vollen Höhe empor. „Wenn das möglich wäre, könnte ich dann hier stehen und sie anblicken? Könnte ich noch leben, wenn sie für immer von mir gegangen wäre? Sie, die in all diesen langen Jahren meine Stärke, meine Hoffnung, mein Herz und meine Hand gewesen? Ich bin kein starker Mann wie — wie Sie, Kapitän —“ seine Stimme wurde wieder unsicher — „aber Gott gab mir meine Charlotte, und der Tod kann sie mir nicht rauben!“

Wittmad ergriff die Hand der Todten.

„Sie war einst so zart, so weich!“ sagte er. „Arbeit und Mühe haben sie hart gemacht. Es wäre gut für unser armes Lottchen, wenn der Tod ein recht langer Schlaf wäre; sie hatte die Ruhe sehr nöthig!“

Jérôme schwieg. Er setzte sich nieder und nahm den hilflosen Körper in seine Arme; sie gehörte ihm, ebenso wie die Jahre der Noth und Arbeit, die ihre Hände so hart gemacht und so tiefe Linien in ihr Gesicht gezogen hatten. Nur er konnte ja die Vergangenheit, und während das Tageslicht immer heller und kälter die Hütte erfüllte, durchlebte er in seiner Seele die verflohenen Jahre noch einmal. Und alle die Tage bitterer Noth, deren Andenken ihm den kalten Schweiß auf die Stirn trieb — und seines Weibes geduldige Treue — und das Glück, das sie stets erhofft hatten, und das doch niemals gekommen war — und die Liebe, die sie für einander und für den armen kleinen Willy im Herzen getragen, der in seinem kurzen Kindesdasein so wenig von des Lebens Annehmlichkeiten und Freuden erfahren hatte, alles dieses sagte ihm, daß eine Zeit der Vergeltung kommen müsse, daß das Ende noch nicht da sein könne. Sie hatte Schmerz und Noth von sich geworfen und war hinüber gegangen in eine andere Welt, wo Liebe und Treue ihren Lohn fanden. Es gab eine solche Welt, er fragte nicht wo. Er strich ihr das Haar aus dem Gesicht; auch Willy hatte solch eine ruhige melancholische Stirn gehabt.

„Sie kehren nicht mehr zu mir zurück,“ sagte er leise, „aber ich will zu ihnen gehen.“

War er abgesehen gewesen und nun wieder auf die Erde zurückgekehrt? Eine Hand erhob seinen Kopf, ein warmer Athem umspielte seine Wange, und eine Stimme, süß und frisch, wie ihre Stimme gewesen am ersten Tage seiner Liebe, tönte in sein Ohr. Und aus dem wirren Traumgetümmel vor seinen Blicken entwickelte sich zuerst ein helles Fenster mit der Aussicht auf die weite blaue See, auf einen klaren Himmel, an dem einige leichte Wölkchen segelten, sodann ein prächtig glühender Ofen mit prasselndem Holzfeuer, und schließlich ein großes freundliches Zimmer. Zugleich wurde vorwurfsvoll und geschäftig auf ihn eingeredet, wie er so unvorsichtig sein könne, eine ganze Nacht am offenen Fenster zuzubringen, durchnäht vom Nebel und umweht vom kalten Seewinde.

Wittmads rundes rothes Gesicht führte ihn zuerst in die Wirklichkeit zurück. Der Kapitän trug seinen schönen blauen Feiertagsrock mit den vergoldeten Aertknöpfen.

„Meiner Treu, Muschö,“ sagte er, „wenn Sie das noch öfter probiren, dann werde ich Sie bald mit Krankenrationen in die Hängematte schicken müssen! Ihre Augen sehen schon ganz gläsern und rheumatisch aus.“

Jérôme erhob sich steif und mit schmerzenden Gliedern. Sein Auge ruhte nicht auf dem scherzenden Kapitän, sondern auf dem ängstlich fragend zu ihm emporschauenden Antlitz seiner Frau. Er berührte ihre vielleicht etwas magere, aber von rothem gefunden Blut erwärmte Wange — er berührte ihre Hände

— und dann beugte er sich hernieder und küßte sie ernst auf den Mund.

Ihre Lippen zitterten ein wenig, aber dann lachte sie. „Hat die See Dir Träume von mir geendet?“ Sie bemühte sich, einen scherzenden Ton in diese Worte zu legen, aber ihre Augen verrathen noch immer eine Spur von dem Kummer des vergangenen Abends.

„Nicht die See,“ antwortete er feierlich, indem er seine Hand auf ihr Haupt legte, „Gott hat mir den Traum geendet.“ Wittmack, ein Mann von scharfem Instinkt, warf einen Blick auf die beiden, dann murmelte er etwas von seinem zu zeitigen Aufstehen, und daß er noch auf eine Stunde oder so in seine Kojen kriechen wolle, und drückte sich zur Thüre hinaus. Anstatt aber in seine Kojen zu kriechen, verfügte er sich in die Küche, um die Köchin und das Feiertagsfrühstück zu beaufsichtigen, und auch wohl selbst, wo es ihm nöthig erschien, eine feineswegs ungeübte Hand anzulegen. Er war die halbe Nacht auf den Beinen gewesen, um Charlotte zu helfen, dem Hause ein festliches Aussehen zu geben; er hatte Mägel eingeklopft, Bilder aufgehängt, Bücher abgestäubt und Jeromes Repositorien aufgestellt, und nun hielt er sich in der Entfernung, bis die große Freude, die der Tag bringen sollte, vorüber sein würde.

Tropfen aber stellte er sich in die Küchenthüre und lauschte angestrengt. Nach einer langen Weile hörte er, wie Charlotte ihren Mann in sein Zimmer führte.

„Jetzt erfährt Muschöb endlich, was seine Frau für ihn gethan hat,“ murmelte er; „hallo, da kommt auch der Junge,“ fuhr er fort, als er ein schwaches Kinderstimmchen und ein Rascheln von Frauengewändern vernahm. Er lachte vergnügt und mit feuchten Augen.

Als er aber Charlotte kommen hörte, die ihn herbeiholen wollte, rannte er in eiliger Ueberhitzung davon, warf sich in seine Kojen und fing sofort an zu schnarchen.

„Es ist sehr lieb von ihnen, auch an mich alten Knaben zu denken, aber besser ist's, wenn sie vorläufig noch allein bleiben. Sie haben eine stürmische Fahrt zusammen gehabt, und nun sehen sie endlich zum ersten Male Land.“

Lange hielt er es aber nicht aus, dann ging er hinauf zu ihnen, die helle Weihnachtsfreude auf seinem braven alten Gesicht.

Der Professor wünschte ihm in einfacher herzlicher Weise ein frohes Fest, und dann sahen die beiden Männer bei einander und sprachen von längst vergangenen Weihnachtstagen; Wittmack erzählte von den primitiven Weihnachtsbelustigungen an Bord der Schiffe auf hoher See; oder in fernen tropischen Häfen; Jérôme aber gedachte der Zeit, da er noch ein Knabe gewesen und da seine Mutter noch lebte.

„Ich habe das schöne Fest lange vernachlässigt,“ sagte er; „das soll nie wieder geschehen. Meine Mutter freut sich, wenn ich es begehe, und auch mein Knabe.“

Er legte seine Hand auf des Kindes kleinen Kopf, aber seine Augen wanderten träumerisch weit hinaus über die See. Der Tag brachte mehr Freude und Heiterkeit, als der

einsame alte Seemann erwartet hatte; die beiden Leute, die jetzt sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen, trugen ein Glas zur Schau, das ihm theilweise unverständlich blieb. Er begriff nicht, weshalb der Professor so heißhungrig mit Auge und Ohr an seiner Frau hing.

Das Kind, doch das eigentliche Geschenk dieses Tages, kam dem Kapitän ordentlich vernachlässigt vor.

Er nahm das kleine Wesen in seine Arme und blickte ihm lange Zeit ins Gesicht.

„Ich denke mir den Gottesohn am liebsten als kleines Kind,“ sagte er, „und deshalb habe ich das Weihnachtsfest so gern.“

„Und heute kam ja auch die ewige Liebe in die Welt,“ fügte Charlotte laut hinzu; „und“ — hier blickte sie ihren Gatten an — „das ewige Leben!“

Jérôme aber sprach kein Wort; er hatte sein Gesicht in seinen Händen begraben, und als er es wieder erhob, war er bleicher als zuvor. Wittmack sah deutlich, daß eine Veränderung in dem kindlichen alten Bücherwurm vorgegangen war; er erschien ruhiger, gesegter, und benahm sich wie ein Mann, der sich seiner Stellung Gott und seinen Mitmenschen gegenüber genau bewußt ist.

Bald darauf ging der Kapitän wieder hinunter. Jérôme stand am Fenster und beobachtete das feierlich stille Wesen des neuen Tages, der sich aus der See erhob. Er hielt das Kind in seinen Armen und winkte Charlotte an seine Seite. Sie trat herzu und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

„Jetzt wirst Du mich niemals verlassen, Charlotte, niemals!“ sagte er, während ein freundiger Triumph auf seinem Antlitz glänzte.

Spielend hüpften die Wogen zum Strande; der Schaumkranz des Gestades glänzte im Morgenlichte wie mattes Silber. Jenseits dehnte sich die unermessliche See aus, die sich unmittelbar an den unermesslichen Himmel anzuschließen schien. Jérômes Auge haftete an dem fernen Horizonte, über den hinaus seines Menschen Blick reichte. Charlottes Auge folgte der Richtung. Aus jenem Jenseits also hatte er in der vergangenen Nacht den seltsamen Ruf zu vernehmen gemeint.

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Wie still der Morgen ist!“ sagte sie laut.

„Ja, Charlotte.“

„Der treue Gott sandte Dir den Traum,“ — ihre Augen füllten sich mit Thränen — „hoffte ich doch kaum noch, daß wir drei das Weihnachtsfest zusammen begehen würden, Du und das Kind und ich.“

Er lachte und drückte ihr die Hand; dann streichelte er ihre Wange und blickte dabei träumerisch in die Weite.

Bärtlich und stolz hielt er das Kind im Arm, das Gott ihm zur Freude seines Alters gegeben; aber sein Herz lehnte sich nach jenem anderen kleinen Knaben, der jenseit der Morgenwolken dort auf ihn wartete, und dessen schwaches Stimmchen in dieser Weihnachtsfrühe irgendwo in der Ferne nach ihm rief: „Water! Water!“

### Am dritten Weihnachtsfeiertage.

Von Rudolf Kugel.

Aus dem Leben des Kirchenjahres ist, mit Ausnahme weniger Strecken im deutschen Vaterlande, der dritte Weihnachtsfeiertag verschwunden. Nur die Dienftboten halten an diesem „Ausgehtag“, die Kinder an der Verlängerung der ohnedies traumhaft schnell schwindenden köstlichen Christtage fest. Im Scherzwort der Kerze existirt der dritte Festtag als der Vertrostungstermin, an dem sich die ausgebliebene Frucht der Sommerabekur endlich zeigen soll. Sollte nicht der dritte Weihnachtstag eine gesellige Bedeutung beanspruchen können? Armenbeicherungen sind dem Feste vorgegangen, das Fest selbst vom heiligen Abend ab hat den Gottesdiensten in der Gemeinde und dem engsten Familientreife gehört, nun lädt eine Nachfeier nahe Freunde des Hauses unter die grünen Tannenzweige ein. „Das Gespräch muß aber weihnachtlicher Natur

XIV. Jahrgang. 12. 11\*

Nachdruck verboten.  
Gd. 9. 11. VI. 70.

sein,“ äußerte bei einer solchen Gelegenheit der Wirth zu seinen, um ein Kaminfeuer versammelten Gästen; „mag jeder von einem besonders trüben oder besonders goldenen, oder auch von einem sonstwie dem Gedächtniß eingegrabenen Christabend hier berichten! Den Frauen soll in dieser kleinen Gemeinde die Wahl zwischen Reden und Schweigen offen stehen. Uebrigens sind die Berufsarten unter uns so bunt, daß eine Wiederholung in den Mittheilungen kaum zu fürchten ist. Und wenn zwei wirklich dasselbe erleben, ist's doch nicht dasselbe! Sie, Oberst, als tapferer Führer, gehen voran!“

Der Oberst sah einen Augenblick ins Glas, strich sich wie zum Angriff den Schnurrbart und begann dann entschlossen: „Ich war jung, Fährlich, als man den Schimmel von Bronzell

tödtete. Von diesem Schuß aber war ich weit entfernt. Ich lag in der Lausch in einem Bauernhause. Ein gastfreies, aber trotz des guten Willens der Leute, ein elendes Quartier! Wochenlang hatte ich auf Stroh campirt und zum Nachbar einen Unteroffizier gehabt, der schließlich als brustkrank ins Lazareth beordert wurde. Tiefes Schneefall, grauer Himmel, steter Felddienst, keine Lektüre, schlechte Cigarren! Da — neue Dislocirungen! Mir war's recht. Gerade am heiligen Abend setzten wir uns in Bewegung, fast vier Meilen dauerte der Weg durch die schweigenden Wälder und Schneefelder. Bei der Quartiervertheilung fand sich's, daß mir eine Oberförsterei zusiel. Mit einigen „Gemeinen“ machte ich mich auf den Weg. Es dunkelte bereits, und leise fielen die Flocken, als wir das im Schweizerstil gebaute, mit blendendem Christbaumglanze in die Dämmerung grühende Haus erblickten. Und da standen wir, von Jagdhunden mehr neugierig als feindlich umstellt, in Mänteln und Helmen auf dem Stur einen Augenblick still und hörten von Rinderstimmen einen Choral. Nach den oben Wochen dieser Empfang in vollkommener Waldeinsamkeit! Soll ich's erzählen, wie gut es uns drinnen ward? Unvergesslich ist mir ein großes Bild, das auf dem Weihnachtstische stand, Venedigs Dogenpalast im Mondlicht, eine Reiserinnerung unserer trefflichen Wirthsteute! Und so wenig sich sonst ein Kriegsmann mit Ahnungen abgibt, ging es mir in jener Stunde der Ermüdung und Erregung wie eine Divination durch die Seele, binnen kurzem würde ich das Original jenes Bildes sehen. Was das Beste war, durch eine wunderbare Verkettung von Umständen erfüllte sich jene Ahnung und rief mir, umgekehrt, auf der Piazzetta die weihnachtliche Försterklaue in dankende Erinnerung! Nehmen Sie mit diesen losen Strichen vorsieh. Erzählen ist nicht mein Metier!

„Nun meines erst recht nicht,“ meinte mit Lachen der Arzt, dem der Wirth zur Nachfolge gewinkt hatte. „Ja, wer die Gabe meines medizinischen Collegen Leander hätte, der uns die „deutschen Märchen an französischen Kaminen“ erzählt hat! Da für mich Erzählen eine Operation ist — nur mit dem Unterfchiebe, daß ich sie nicht auszuführen, sondern zu bestehen habe — so soll sie möglichst kurz sein. Also eine Abendserinnerung von mir aus dem französischen Kriege ist die, daß ich, im Gespräch mit einem Theologen, der an einem Sonntag mit mir in einem westlich von Paris gelegenen Garten auf- und abspazierte eben gesagt hatte: heute singen sie in der Heimat „Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin“ als eine extemporirende Granate durch die Plantanenäste herabgeschaut kam und uns gehörig erschreckte, ohne uns ein Leid anzutun! Und Weihnachten? Ja, ich werde es nie vergessen, wie wir in unserem Lazarethsaal in Frankreich einen Amputirten zu einer Basis für den Weihnachtsbaum herrichteten? Rings die lieben Krüppel, die in die Kerzen hineinsahen, als flammten darin Erinnerung und Hoffnung! Hohe Freude, tiefes Heimweh — ich weiß nicht, was bei mir an jenem Abend überwog!“

„Bivat Sequens!“ kommandirte es wieder. Und diesmal war der Philolog an der Reihe, dessen behäbigen wohlwollenden Wangen niemand den strengen Corrector und Conrector angesehen hätte.

„Ich gehöre noch zu der vormärzlichen Species derer,“ hub er vergnügt an, „die eine Zeit lang Hauslehrer gewesen. Nun war ich in ein adliges Haus in Curland kurz vor Weihnachten gekommen und kann noch heut den Ingrim nicht los werden, der mich befahl, als der heilige Abend herankam, den ich im deutschen Vaterlande allüberall gefeiert wußte, während ich nach russischem Kalender behandelt wurde und nun mit dem Gefühl eines Verbannten, Vergessenen und Verrathenen durch die Fenstercheiben nach dem aus salbem Schein allmählich in Dämmerung über- und untergehenden Waldesraum Stunden lang starrte, mit dem stillen Gefühle, den Christabend das nächste Jahr, falls im Auslande, unter allen Umständen nur unter einem Dache mit „richtig gehendem Kalender“ zuzubringen. Und dieses Dach war das der Künstlerherberge zu Ronn, und nie mehr habe ich einen heiligen Abend erlebt mit

einem solchen Gemisch von Lorbeer und Myrthen, Ernst und Scherz, bedeutenden Künstlern und unbedeutenden Schulphilistern, wie eben unserins ist.“

„Das gilt nicht,“ rief die Frau des Juristen scherzhaft dazwischen, die gern mit guter Manier ihrem nur „aus den Akten“ referirenden Gatten die Last abnehmen wollte; „nein, das gilt nicht, daß jetzt immer nur ganz vornehm von interessanten Weihnachtsabenden im Ausland erzählt wird. Ich werde mich rächen und gar nicht von eigenen Erlebnissen, sondern mit Freiligrath'scher Phantasie von einem Schiffsjungen erzählen, der den Weihnachtsabend auf dem stillen Ocean als Schiffswache im Mastkorb zubringt! Oder ich werde Sie zur Strafe auf die Insel Rüst verlegen, wo der Pastor unter Seehunden und Möven acht Wochen von allem Verkehr abgeschnitten, in sein sturumkehrtes Kirchlein Abends zur Christmette schreitet, vor sich seine kleine Schiffergemeinde, zur Linken die tobende See, zur Rechten die „Heimat für Heimatlose“, den Kirchhof für die Gestrandeten!“

„Nein, nein, das wird zu graulich!“ protestirten die Herren und sprangen auf.

„Nun,“ lenkte die Erzählerin beruhigend ein, „ich wollte nach dieser Poesie selbst ganzprosaisch „Stranden“ und zwar bei der Mittheilung, daß, als ich an dem diesmaligen heiligen Abend im Schnee ein kleines Mädchen mit einer Schar Vögel füttern sah, die verkommen in einer Dornhecke saßen, mir durch eine leicht erklärliche Gedankenkombination der Voratz kam, gegen Abend die an unserer Erde haltenden Droschkenkutscher anonym mit Kaffee und Kuchen zu bewirthen. Und so ist's geschehen, und eine Reihe armer „Einspäuner“ sind an dem Abend glücklich und dankbar gewesen. Ich suche keine Belobung, wenn ich jetzt die Anonymität ablege, sondern gute Nachfolge, das ist die praktische Nuhanwendung, mit der auch Dickens seinen prächtigen „Weihnachtsabend“ beschließt.“

„Sie wollen doch nicht unter uns kollekturen?“ drohte der Oberst.

„Und warum nicht?“

„Ich will lieber,“ sagte der Wirth, der Geistlicher war, „kostenlos drei Erinnerungen aus meinem Leben kollekturen und dabei, wie meine Vorrednerin, auf deutscher Erde bleiben. Wie werde ich es vergessen, wie ich als armer Student in Halle von Professor Tholud eine Einladung zum Christabend erhielt und dort mit allerlei Nationalitäten zusammentraf, wie dann unter dem Kerzenbaum für jeden ein Buch, eine Weile und — ein Vers lag, der einen weihnachtlichen Wink oder auch eine tiefergehende seelsorgerische Sondirung enthielt, und wie Tholud eine Ansprache hielt, das alles seien nur arme Sinnbilder, das ewige Wort, den heiligen Hirt der Liebe selbst sollten wir in der Krippe suchen gehen!“

Und nun aus meiner gegenwärtigen Amtszeit zwei unscheinbare Begegnungen. Die eine: Ich sah neulich, wie ein Weihnachtsbaumhändler seine grüne Baare Baum für Baum verkauft und nur noch ein Tannenbäumchen und — ein armes Weib vor sich hatte, dem man die Armut ebenso deutlich anah wie den Wunsch, diese Tanne zu besitzen. Und der Händler dachte: Weihnacht ist Weihnacht, und verkaufte den letzten Baum nicht, sondern verschenkte ihn. — Die andere Begegnung: ich memorirte auf dem Kirchhof meine Weihnachtspredigt — da sah ich eine Frau den Gang heraufkommen, die ein kleines Christbäumchen trug. Wohin? fragte ich. „Wir haben in diesem Jahr unser liebes Kind verloren, unser Christfest wird uns so einsam vorkommen, ich möchte meinem Liebling gern einen Gruß zukommen lassen, einen Baum habe ich an arme Kinder geschenkt, den andern pflanze ich auf das kleine Grab.“ Da ging ich mit ihr und betete mit der bekümmerten Frau, zwischen uns den Hügel mit der geschmückten Tanne.“

„Ich werde,“ so unterbrach eine Stimme das Schweigen, das eine Weile gedauert hatte, „die Gespräche von heute Abend für das Daheim aufschreiben. Vielleicht liest sie dieser oder jener — am dritten Weihnachtsfeiertag!“

## Die Spielsachen unter dem Weihnachtsbaum.

Nachdruck verboten.  
Bd. 9. H. VI. 70.

Hat der Leser sich wohl einmal vorgestellt, welche eine ungeheure Masse die Spielwaaren bilden würden, die unter dem deutschen Weihnachtsbaume liegen, wenn man sie alle vereinigte? Ein ganzer großer Tannenwald dürfte kaum genügt haben, um all die Sägespäne aus Holz zu schnitzen; und schmelze man all die hübschen, in Reihe und Glied stehenden Bleisoldaten ein, wie groß wäre wohl der Metallblock, der daraus sich formen ließe? Aber nicht bloß die Kinder in der Heimat werden durch die deutschen Spielwaaren erfreut, diese wandern hinaus in die weite Welt, und überall, wohin man kommt, trifft man auf diese Repräsentanten unserer heimischen Industrie.

Nürnberger Wig und Tand  
Gehn durch alle Land

hieß es schon in alter Zeit, und noch ehe unsere Reisenden und Kaufleute in manches halb civilisirte oder uncivilisirte Land kamen, fanden dort hin auf dem Wege des Zwischenhandels deutsche Spielwaaren ihren Weg. Jetzt, nachdem die Erde fast überall den Handel erschlossen ist, geht deutsches Spielzeug nach sämtlichen Häfen von Nord- und Südamerika, nach Australien; in Afrika und Asien wenigstens nach den Plätzen, wo Europäer wohnen. Überall greift das Kind nach dieser deutschen Waare, überall erfreut es sich in derselben Weise daran; denn überall ist ja das Kind sich gleich und es ist eine merkwürdige psychologische Thatsache, daß die Kinderspiele seit Anbeginn der Geschichte und bei allen Völkern, civilisirten wie uncivilisirten, dieselben sind.

Als Hans Eggede, der Apostel Grönlands, den Eskimos das Christenthum brachte und seine eigenen Kinder mit den jungen Grönländern aufwuchs, da wunderte er sich nicht wenig darüber, daß jene von den Kindern der arktischen Region ein Spiel gleich unserem „schwarzen Peter“ lernten, bei dem der Verkierende angepöbeln wurde. Ballspiele kennen alle Indianer und Südseeinsulaner. Unser Landsmann Karl Mauch erzählt, wie er die Matafafanaben in Südafrika mit Knallbüchsen und Stelzen spielen sah. Wer einen Blick auf die Abbildungen der altägyptischen Denkmäler wirft, sieht dort das Ballwerfen und die Puppen dargestellt. Man hat in ägyptischen Gräbern Puppenbälge aus Holz gefunden, die von unseren heutigen nicht abweichen und die sicher vor 3000 oder 4000 Jahren von den kleinen Negermännern besessen wurden, wie heute unsere Mädchen ihre Puppen betheilen.

Das Leydener Museum bewahrt eine Sammlung altägyptischer Kinderspielzeuge auf, das so aussieht, als ob es in Nürnberg verfertigt wäre. Da fehlt selbst der Hampelmann nicht, der mit einem Faden in Bewegung gesetzt wird. Wie bei uns, bildet die Klapper auch bei den alten Griechen das erste Spielzeug der Kinder. Sie erhielten bemalte Thonpuppen in menschlicher und Thiergegestalt wie Schildkröten, Hasen, Enten; ferner Wägelchen aus Holz, Häuser und Schiffe aus Leder. In den römischen Katafomben sind zahlreiche Spielsachen aufgefunden worden, die im Vatikan aufbewahrt werden. Darunter Marionetten oder Eisenpuppen, welche die Römer Crepundia nannten. Im Museum Carpegna befinden sich solche, die aus den Katafomben der Priscilla stammen, mit beweglichen Gliedern. Auch Sparrbüchsen aus Thon gebrannt, ganz wie die heute noch gebräuchlichen, kleine Klappern und Glöckchen. Diese wenigen Beispiele mögen beweisen, wie recht wir hatten zu sagen: das Kinderspiel sei zu allen Zeiten und bei allen Völkern dasselbe gewesen.

Das Verdienst nun, die Herstellung von Spielzeug fabrikmäßig und im Großen für den Weltmarkt schon seit alter Zeit betrieben zu haben, gebührt Deutschland, und auch heute noch steht dasselbe an der Spitze dieser Industrie, hat es die massenhafteste Erzeugung. Es erzeugt eine Welt im kleinen für die Kleinen und vereinigt dazu alle Gewerbe und Arbeitseinrichtungen: Schneider und Schuhmacher, welche Puppenkleider machen; Porzellanfabriken, welche Puppenköpfe erzeugen, Lederarbeiter für Puppenlieder, Drechsler, Tischler, Glaser, Zinngießer, Spengler, Töpfer, Wagner, Musikinstrumentenmacher, Buchbinder etc. Und doch, der Markt dieser Industrie ist so

eigenthümlich, und wenn er im Raume die ganze Welt umfaßt in der Zeit ist er an die schönsten Tage des Jahres, an die Feiertage des Christfestes, oder an den Geburtstag der kleinen Konsumenten gebunden. Freilich wird dann die Lieferzeit mit einem kategorischen Imperativ diktiert. Für diese Zeiten regt die Arbeit ihre Hände, und der Abgang ist ein sicherer. Welcher Vater, welche Mutter, und seien sie auch noch so arm, bescheerten nicht wenigstens eine Kleinigkeit, und sei es nur ein Großhainpüppchen, ihrem Liebling? Dann sorgt auch immer wieder die glückliche Ungeschicklichkeit und der kräftige analytische Zerstörungstrieb aller Kinder für die Unterstüßung der Spielwaarenindustrie. Was würde sich in einer nur drei Generationen umfassenden Familie an Nürnberger Tand aufhäufen, wenn nicht immer und immer wieder die Weihnachtsgaben zerstört würden? Wie selten trifft man noch auf eine Puppe der Großmutter!

Die Spielwaare ist heute mit zum Kulturträger geworden, und der Missionar nimmt deutsches Spielzeug mit hinaus in die heidnischen Länder, wo er die jungen braunen oder schwarzen Sympflinge damit beschenkt. Es ist eine Industrie, die nur scheinbar anspruchslos, im Großen aber eine Bedeutung hat und mit manchem gewaltigen Erwerbszweig den Vergleich aushält. Und welche Bedeutung nimmt sie inmitten unserer heutigen, Wissenschaft und Leben bewegenden, sozialen Frage ein! Sie verträgt ebenso wenig einen hohen Arbeitslohn wie eine Vertheuerung der Holzpreise. Sie ist daher in einigen der hervorragendsten Produktionsbezirke in die Höhe der Gebirge, wo sich Holzreichtum und Armuth ergänzen, hinaus gedrängt worden. Nur wenn diese Industrie ersichtlich billig produziert, kann sie die Konkurrenz auf dem Weltmarkte bestehen.

Die Hauptstige der deutschen Spielwaarenindustrie sind für die ganz ordinären bis mittelfeinen Artikel das sächsische Erzgebirge und die rauhe Alb in Württemberg; für mittelfeine bis feinere Waare Sonneberg und Umgegend im meiningischen Oberland, für noch bessere und beste Qualität Nürnberg mit Fürth und Berlin. Außerdem werden noch an unzähligen Orten gewisse Spezialitäten, z. B. Puppen, Kreisel, Baukästen, Bälle, Thiere, Soldaten aus Metall, Holz, Thon angefertigt.

Das sächsische Erzgebirge, in dem die Spielwaarenindustrie seit etwa 120 Jahren heimisch ist, fertigt in zwei räumlich getrennten Gebieten, am Seiffen und am Grünhainichen, vorzugsweise Holzspielwaaren. Seiffen die ganz ordinären Häuser, Thiere, Soldaten, Hausgeräthe; Grünhainichen die schon weit besseren, theilweise sogar hochfeinen Puppenmöbel, Baukästen, Zusammenfeste, Kinderframläden etc. Was in Bezug auf billige Darstellung überhaupt nur verlangt werden kann, leistet Seiffen in einer nahezu erschöpfenden Weise. Für einhundertachtzig (180) Stück kleine Wirtschaftsgewichte, wie sie besonders nach Amerika geliefert werden, allerdings winzig klein, aber doch jedes in seiner Art bearbeitet, werden dem Verfertiger für Holz und Arbeit zusammen nur fünf Pfennige gezahlt! Sechzig kleine Schachteln, in denen diese winzigen Täßchen, Kannen, Schüsseln, Kaffeemühlen verpackt sind, werden von dem Spielwaarenhändler für 20 bis 25 Pfennige gekauft! Ein solcher fabelhafter Preis, der an Hungerlöhne freiziehend, seine sehr bedenkliche Seite hat, ist nur dadurch erklärlich, daß durch Drehwerke und Maschinenvorbereitung die Fabrication außerordentlich vereinfacht und mittels der Hausindustrie, bei der auch die Arbeit der Kinder unter Aufsicht ihrer Eltern eine große Rolle spielt, die Arbeitstheilung sehr streng durchgeführt ist. Künstlerische Leistungen wird man allerdings bei solchen Preisen nicht verlangen können, und in der That können auch die billigsten sächsischen Spielwaaren durch geschmackvolle Formen nicht des Menschen Herz und Auge erfreuen; vermögen auch keineswegs, was ihr ursprünglicher Zweck auch wohl nicht gewesen ist, dem Kinde Sinn für Formenschönheit beizubringen. In den letzten Jahren sind jedoch auch hier unter dem Einflusse der Dresdner und Chemniger Handelskammer beachtenswerthe Fortschritte erzielt worden.

Die Spielwaarenproduktion Württembergs ist jünger als die sächsische, trotzdem hat sie sich in beachtenswerther Weise

emporgearbeitet. Berlin wird in der vorliegenden Branche durch eine großartige Firma (G. Söhle) vertreten, welche von 100 Arbeitern nur ganz feine Artikel herstellen läßt. Ein weiteres Hauptcentrum ist Sonneberg im Thüringerwalde. Es sind erst dreißig und einige Jahre verflossen, daß in jener rauhen Gebirgsgegend mit der Fabrication von Spielwaaren in beachtlichem Maße begonnen worden ist. Jetzt bestehen in Sonneberg allein gegen 30 Firmen, die diesen Industriezweig cultiviren und hierdurch einen jährlichen Umsatz von fünfzehn Millionen Mark erzielen. Die hauptsächlichsten Artikel sind Schreipuppen, Puppenbälge, Papiermachthiere, Fuhrwerke. Diese

Waaren werden meist in der Umgebung Sonnebergs durch kleinere Arbeiter angefertigt und den Kaufleuten überbracht, welche dieselben alsdann verpacken lassen und den Verkauf besorgen. Wie großartig diese Industrie ist, erkennt man daraus, daß 1871 auf der Werrabahn 453,000 Centner Spielwaaren hin und her gingen. Kennzeichnet dies nach einer Richtung die Masse, so genügt es, um die Vielseitigkeit der Industrie begreiflich zu machen, zu sagen, daß Sonneberger Kaufleute ihren Reisenden Musterbücher mitgeben, die bis 16,000 verschiedene Nummern enthalten. In der kleinen Stadt gibt es aber auch viel weitgereifte Leute, welche die Welt kennen, die in den Nord- und Ostseehäfen, in England und Frankreich, in den skandinavischen und amerikanischen Ländern ihre Geschäfte und Zweigniederlassungen haben. In der Nähe von Sonneberg, bei Steinach, ist die Griffel- und Schiefertafelfabrikation zu Hause und auch die allbekanntesten Marbel (Schüssler, Klüder, Schnellkäulchen, ein schriftdeutsches Wort existirt für diese Kugeln nicht) erblicken dort das Licht der Welt, desgleichen die Schampferlen und bunten Glaskugeln für die



1. Thonpüppchen aus dem XIV. Jahrh. unter dem Strahlenpflaster Nürnberg gefunden. Die Vertiefung bei Püppchen a diente zum Einlegen des Pathospennings. Eig. im Germ. Museum.  
2. Zinnpuppe aus dem XIV. Jahrhundert. Fundt nach Regesten. Eig. im Germ. Museum.



6. Holzfigur aus dem Anfang des XIX. Jahrh. von Hiedel jun. Eigenthum der Merckel'schen Familienstiftung.



4. Puppe aus dem XVIII. Jahrhundert.



5. Sencalotte. Holzfigur von Hiedel jun. XIX. Jahrh. Eigenthum der Merckel'schen Familienstiftung.



3. Zinnfigur aus dem XVIII. Jahrhundert. Brand. Grenadier. Eig. im Germ. Mus.



9. Karrenwagen. Zinnfigur von Heisterich (Königsberg).



7. Kavalier. Holzfigur von Hiedel jun. Anfang des XIX. Jahrhunderts. Eigenthum der Merckel'schen Familienstiftung.



8. Eisenbild.

Christbäume kommen von dort. — Und nun zu Nürnberg, dessen Name unzertrennlich scheint von dem Begriff der Spielwaaren, das seit alter Zeit bahnbrechend voran ging auf dem in Rede stehenden Gebiete. Leider liegen so gut wie gar keine verarbeiteten Materialien über die Geschichte der Nürnberger Spielwaarenindustrie vor, doch bietet uns das Germanische Museum daselbst, in dem manches alte Spielzeug gesammelt ist, immerhin einige Anhaltspunkte. Die Zinnpuppen (Nr. 1), welche wir dort haben zeichnen lassen, stammen aus dem XIV. Jahrhundert. Es sind Thonpüppchen, gefunden unter dem Nürnberg'schen Strahlenpflaster, von denen

das eine (a) wohl bei der Taufe vom Pater überreicht worden sein mag; denn die an der Brust befindliche Vertiefung war dazu bestimmt, den Pathospennig aufzunehmen. Wenn dies nun auch ursprünglich kein Spielzeug war, so wurde doch ungewisselhaft aus diesen und dem andern Zinnpüppchen, das wohl einen Heiligen darstellt, in der Hand des Kindes die schönste Puppe. Nummer 2, eine Zinnfigur, stammt etwa aus der nämlichen Zeit und stellt die Flucht nach Aegypten vor, wenn das Christkind wirklich da gefressen hat, wo es durch den Zeichner punctirt angebeutet ist. Weit reichhaltiger

sind die Nachrichten über deutsches Kinderpiel im Mittelalter. Nehmen wir z. B. das Kleiderbuch der beiden aus Augsburg stammenden Schwarz vor, das mit trefflichen Bildern geziert ist, so finden wir 1508, daß der eine Schwarz mit Schnellfägelchen spielt und einen Reijen treibt. „Dies war meine Kurzweil, wenn ich aus der Schule kam,“ schreibt er dazu. Der jüngere Schwarz ist 1543 mit einem Stedenpferd, die Peitsche in der Hand abgebildet und im Jahre darauf läßt er einen Raifäfer an einem Faden fliegen. Das verstand man also damals schon!

Als 1650 das Friedensfest in Nürnberg abgehalten wurde, da ritten 1476 Knaben auf Stedenpferden und jeder von ihnen erhielt zur Erinnerung daran einen silbernen vieredigen Friedensspennig, auf welchem ein Knabe ein Stedenpferd reitend, dargestellt ist. Alte Kupferstücke und Silber sind eine reiche Fundgrube, da auf ihnen die alten Mäler die Kinder gerne in ihren Lieblingsbeschäftigungen darstellten, wie heute noch die Düsseldorf'schen Genremaler. So findet man in einem 1628 erschienenen holländischen Werke ein Bild, auf dem kleine Mädchen und Knaben sich auf alle Art belustigen. Im Vordergrund spielende Mädchen mit Puppen, Hausgeräthe aller Art, Kindervogelchen. Dabei eine Schaar Knaben und Mädchen, welche Soldaten spielen, mit den Waffen jener Zeit gerüstet. Dann einige, die blinde Kuh spielen; dahinter Buben, die volligieren, mit der Windmühle laufen, über das Seil springen, auf Stelzen gehen, Kegel spielen, mit der Bioline und einer verschiebbaren Kinderschere sich unterhalten. Andere, die Drachen fliegen lassen, Reif treiben, Purzelbäume schlagen, den Kreisel peitschen, Seifenblasen machen, Rindsblauen aufblähen, Stedenpferdreiter.

— kurz, es zeigt dieses Blatt den Jubelgriff vieler damaliger und jetziger Kinderspiele und dient zum Beweise, daß es mit diesen vor 250 Jahren ganz so, genau so wie heute beschaffen war. — Aus dem vorigen Jahrhundert gewährt uns das „germanische Museum“ wieder mannigfache Anhaltspunkte. Nr. 3 der Abbildungen ist ein Zinnsoldat, ein Grenadier Friedrichs des Großen. Wenn wir uns erinnern, mit welchem Eifer in einem Hause, wie dem Goethe'schen, der Verlauf der preussischen Politik und Schlachten verfolgt wurde, so begreifen wir, daß auch dieser Soldat die berühmten Schlachten jener Zeit im Kinderspiele hat schlagen müssen. Und Mama hat dabei gelesen und genau so feierlich ausgesehen als die Puppe Nr. 4, die aus jener Zeit sich erhalten hat. Die Stücke 5, 6, 7, gute Holzfiguren Fichtels des Jüngeren (der Merkel'schen Familienhinstung gehörig) führen uns in die Kämpfe mit Frankreich im Anfange dieses Jahrhunderts. Nr. 5 ist ein französischer Revolutionskrieger, Nr. 6 ein Kosak zu Fuß und Nr. 7 ein Baschkire mit Bogen und Pfeil, wie er noch bei Leipzig gefochten hat. Das Eisenbild (Nr. 8), einen Garten

im Popsstille vorstellend, ist auch ein Spielzeug aus der Zeit unserer Eltern; es wurde nach Belieben aus einzelnen in die Brettsalze gesteckten Kartons zusammengeleht. Die Gegenwart vertritt ein Kaiserwagen (Nr. 9) aus der Zinncompositions-fabrik von Heinrich'sen. Und damit wären wir bei den Nürnberger Bleisoldaten angelangt, die friedlich in Schachteln gepackt in ganzen Armeecorps zu tausenden verschickt werden, um auf den Tischen in Schlachtordnung aufzuerstehen.

Die Bleisoldaten! Einem Sozialdemokraten dreht sich gewiß bei ihrem Anblick das Herz im Leibe um und er stellt gewiß lieber seinen Kindern eine Guillotine auf den Weihnachtstisch als die vertheerten Soldaten. Die Lust am Soldatenspielen ist aber allen Knaben angeboren und so lange der Weltfrieden nicht verbürgt ist, so lange Kämpfe herrschen, wird auch unsere Jugend mit den zimmernen Lieblingen aus Nürnberg verkehren. Wenn das Kind spielen will und es muß spielen, so greift es zu Figuren und soll man ihm da etwa den Bürger im schwarzen Brad und Cylinderhut in Zinn gegossen übergeben? Da wird die Armut des Kostüms, der Mangel an Farbe erst recht offenbar. Und so greift denn der zukünftige Vaterlandsverteidiger zu den prächtig geschmückten, farbenreichen Soldaten, an denen er seine Phantasie erregt, mit denen er die Schlachten des großen Krieges 1870 wiederholt und an denen er auch seine Vaterlandsliebe weiter bildet. —

Wir mögen sie des-

halb nicht missen diese kleinen Nürnberger Armeen mit ihren Kanonen, ja sie gehören da, wo Knaben sind, entschieden unter den Weihnachtsbaum. In Nürnberg werden auch Eisenbahnzüge, Lokomotiven, Waggons u. s. w., in 80 Klempnerwerkstätten, die weltberühmten Blechspielwaaren, in großen Massen produziert. Wie viel Blech geht von hier in die Welt!

In dem Jahre 1871 lieferte ein Fürther Haus 5000 Groß Kindertrompeten, wozu allein 130 Kisten Blech verarbeitet wurden! Aus Nürnberg stammen auch die Spielsachen höherer Art wie Zauberkarten, Schwimmbügel, Fische mit magnetischen Fangnadeln, Uhren, Kinderschmuck und Möbel — wer könnte alles aufzählen? Was Nürnberg auszeichnet, das ist die Schönheit der Waare, die Solidität derselben, die Richtigkeit der Zeichnung.



Am Morgen nach dem heiligen Abend.

Originalzeichnung von Carl Böker.

So regt es sich allenthalben im deutschen Reiche, um die Spielwaaren zu verfertigen, die unter unserem Weihnachtsbaum liegen. Wie viel tausend fleißige Hände sind dazu nötig, wie viel Handgriffe mußten gemacht werden, ehe alles fertig ist. Bei der Freude, die all diese schönen Dinge uns und unseren Kindern aber machen, wollen wir nicht vergessen, daß es meist

blutarme Menschen sind, die um lärglichen Lohn sie im Schweife des Angesichts herstellten und die nun, am schönsten Feste der Christenheit, in der armen Hütte im versteinerten Gebirgsdorfe oder in der kleinen Arbeiterwohnung der großen Industriestadt darüber nachträumen, wie sie für andere Schönes geleistet. Vergessen wir daher in der Freude der Armen nicht!

## Ein Wort über Hausbibliotheken.

Nachdruck verboten.  
Jahrg. v. 11. VI. 70.

Von D. W. Herbst.

Wohl manchem unserer Leser sind Goethes geflügelte Worte über das Lesen in jenen beiden humoristisch gehaltenen Episteln im Gedächtniß, worin er einem fragenden Freunde in heiterem Uebermuthes Antwort gibt, wie das deutsche Haus sich vor den Gefahren der Vielleserei wahren könne. Der Dichter tröstet den besorgten Volksherrn vorab mit dem freilich wohlfeilen Troste, Bücher hätten ohnehin nicht die Kraft, „des Menschen schon unterschiedenen Gang und seine Neigung zu wenden“. Nur bestärken könnten sie ihn in seiner Gesinnung oder den unentwickelten flüchtig erregen.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.

So Goethe. Und in der zweiten Epistel empfiehlt er den Hausvätern, die Töchter vollaus mit Hausarbeit zu beschäftigen.

Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Duzend im Hause. Niemand wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Es ist das natürlich keine Lösung, sondern eine schallhafte Umgehung der Frage, die allerdings eine nationale Lebens- und Kulturfrage ist. Der starke Lesetrieb ist echt deutsch und ebenso eine Macht wie das Schriftthum, das ihn befriedigen will. Sollte die realistische Gegenwart je diesen charakteristischen Zug antasten, — verwischen und beseitigen würde sie ihn gewiß nicht, sie würde ihn höchstens auf andere Gebiete geistiger Interessen hinüberlenken. Ist aber einmal dieser Lesetrieb so lebendig vorhanden, so gilt es, ihn zu regeln und in gesunder Weise zu befriedigen. Der Goethesche Satz von der schließlichen Wirkungslosigkeit des geschriebenen und gedruckten Wortes ist doch nur halb wahr, und für werdende, unbefestigte Geister gibt ja auch der Dichter selbst jene Einlässe zu. Aber auch das reifere Leben, wenn es stets in einer bestimmten Geistesatmosphäre athmet, wird unvermerkt in diese Lust hinein gezogen, und das alte Wort, der Tropfen höhle den Stein aus, behält für Jung und Alt seine Wahrheit. Hierin liegt die geheime Macht der Tagespresse und der Parteiorgane, welche die Mehrzahl ihrer Leser wie mit eisernen Klammern oder mit dichten Netzen in Beschlag nehmen. Ist dies die Lage, so wird man um so gewissenhafter nach dem Was? und Wie? des Lesens fragen müssen. Ich suche die Frage von einer neuen Seite anzufassen, indem ich dem gebildeten deutschen Familienleben die Anlage von Hausbibliotheken empfehle. Ein vornehmer Wort, das leicht abschrecken könnte. Man sehe, wenn man will, statt des griechischen das bescheidenere heimische „Bücherei“, das noch im vorigen Jahrhundert von Dichtern wie Bürger, Böh, Herder gebraucht und in diesem z. B. von E. M. Arndt wieder aufgerichtet ward, sich aber auch, wie so manches ferndeutsche Wort, in die verwandte holländische Sprache zu dauernder Bewahrung hinübergeführt hat. Es handelt sich keineswegs um den Vorschlag, hochragende Repositorien mit einem bunten Gemisch von Büchern wie einen lästigen Ballast dem deutschen Hause aufzubürden. Das wäre nur ein neuer Schein, und gerade allem Scheinwesen möchte ich entgegenzutreten. Strenge Auswahl ist eine Feindin der Masse. Erinnern wir uns, daß das alte deutsche Haus von einiger Bildung und einigem Besiz, zumal vor der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges, der so viel Wüthe von unserm Volksthum abstreifte, wohl wußte von einer „Bücherei“ oder „Lieberei“, und heute noch pflegen die meisten englischen Familien, und nicht bloß die hochadelichen, ihre großen Bücherkämme, ihre

Hausbibliotheken. Was dort bei freilich ganz anderem Wohlstand im großen möglich ist, das wird bei rechtem Verständnis und gutem Willen bei uns nach kleineren Maßstäben doch wohl nicht unmöglich sein. Oder sollte gerade hierfür, für die bedeutendsten Zwecke, kein Geld übrig sein?

Anlässe dazu finden sich freilich auch in Deutschland vielfach, aber selten nach bestimmten oder vollends nach den richtigen Grundfähen ausgebildet.

Und welches sind diese richtigen Grundfähen?

Sie werden sich am sichersten von den Zwecken herleiten lassen, die man dabei verfolgt. Und dieser Zweck kann kein anderer sein, als dem Familienleben die geistigen Mittel zu schaffen, die nicht bloß einem oder dem andern, namentlich nicht allein den männlichen Mitgliedern, sondern als ein Gemeinbesiz des Hauses allen dienen sollen. Dies vor allem ist zu betonen, daß auch auf diesem Wege das Gemeinschaftsleben des Hauses gebaut, entwickelt und gepflegt werde. Es ist dabei selbstverständlich, daß namentlich der Hausvater und die erwachsenen Söhne wie ein Sondergebiet geistiger Interessen, so auch besondere Bücherammlungen haben. Aber dem Trennenden muß ein Einigendes gegenüber stehen, soll anders die Familie eine bestimmte Physiognomie erhalten, an deren Zügen sie kenntlich ist. Es wird dabei in erster Linie allerdings gemeinsames Lesen, Vorlesen vorausgesetzt, von dessen bauender und bindender Wirkung jeder Kundige zu sagen weiß. Aber auch, wo neben das gemeinsame Lesen das Einzellesen tritt, wie muß doch auch dies auf die Gemeinschaft belebend zurückwirken, wenn alle oder die meisten Familienglieder sich an den gleichen Stoffen genährt haben und sich nun im Austausch daran erfreuen und bilden können. Schon dies Bedürfniz allseitiger und treuer Aneignung, wo das Bedeutende nicht einmal, sondern wieder und wieder gelesen, genossen und in persönlichen Geistesbesiz verwandelt wird, fordert ein eigenes Sammeln und Haben.

Jede Bibliothek in Privathänden, wenn sie nicht im Dienste hohler Eitelkeit steht, muß ein bestimmtes Gesicht haben, sie muß der charakteristische Ausdruck eines persönlichen geistig-sittlichen Lebens sein, dessen Geschichte zugleich man in und zwischen den Bücherreihen lesen und verfolgen kann. Und so soll eine Hausbibliothek, wie ich sie mir denke, den Charakter des Hauses, seine Gesinnungen und Strebungen widerspiegeln. Je mehr sie dies thut, um so brauchbarer und wirksamer wird sie sein. Hieraus folgt, daß man keine Musterammlungen zum Hausgebrauch, etwa wie man kleine Mineralienkabinette oder Hausapotheken en miniatures zum Verkauf auswählt, mechanisch zusammenstellen kann. Individuelle Neigungen und Richtungen haben ihr hohes Recht, aber gewisse Grundzüge von allgemeiner Gültigkeit werden sich doch ziehen lassen. Etwas ähnliches gilt ja von der Musik, dieser Familienkunst im eminenten Sinne. Nicht auf einmal, wie improvisirt, können und dürfen auch solche Sammlungen entstehen, sie müssen vielmehr werden und wachsen mit der wachsenden und sich entwickelnden Familie, um dann womöglich forterbend als ein eiserner Bestand zu verbleiben, so lange sie existirt. Wie jetzt die Dinge liegen, sind die Quellen geistiger Nahrung für das deutsche Familienleben noch so vielfach die Leihbibliotheken. Der Kundige weiß, wie ungeschickt auch die besten dieser Institute sind. Nicht ein bestimmter verständiger Wille drückt ihnen das Gepräge auf, vielmehr das Allerweltsbedürniz des vielverzehrenden Herrn Dmnes. Sie sind darum die bedenklichen Schulen wahl- und

charakterloser, flüchtiger und entnervender Vielleserei, wenn wir von Schlimmerem schweigen wollen. Damit ist unbenommen, mitunter eine bedeutende Erscheinung des Tages, die man nicht alsbald anschaffen kann und will, auch aus dieser Quelle sich zu beschaffen, aber gewissenhafte Familien werden darin keinen Ersatz für das finden, was eigentlich noch thut.

Gutgeleitete Fejesirfel gehören noch immer zu den Ausnahmen, das eigene Wollen und Wünschen kann dabei nur geringe Berücksichtigung finden, und auch sie bringen die Bücher nur auf kurze Zeit in unsere Hände. Zeitschriften aber, mit oder ohne Illustrationen, sind zwar heute fast unentbehrlicher Hausbedarf geworden und sehen, im rechten Geiste geschrieben, allerdings ein ziemliches Kapital von gegenwärtig wirkamen Interessen in Bewegung, aber diesem mehr flüssigen Elemente muß, wenn es nicht schädlich werden soll, um so mehr ein festes Gegenüber treten. Sonst liegt auch hier eine Versuchung zu flüchtiger und ungründlicher Vielwisserei. Soll ich nun auf bestimmte Vorschläge eingehen, so können diese schon aus dem eben berührten Grunde nur aus Andeutungen bestehen. Einen Satz stelle ich voran. Dem deutschen Hause, das nach echter tiefer Bildung strebt, muß das Beste und Größte eben gut genug sein, aber es muß auch das Beste oft gelesen und innerlich angeeignet werden. Denn es ist die Art alles Bedeutendsten, daß man es durch zunehmende Vertrautheit immer lieber gewinnt. Und das Leben ist kurz, es bedarf auf allen Gebieten der Sichtung und der Abbräutungen. Die einfachste Probe aber auf den Werth eines Buches ist bekanntlich die Neigung, es zum zweiten Male zu lesen. Der Schwerpunkt des Familieninteresses liegt ohne Frage in Dichtung und Geschichte mit ihren vielverzweigten Formen, unter denen die Biographie für unsere Zwecke eine besondere Bedeutung hat. Die Naturgeschichte dürfte hier am süßlichsten sich auf die gelegentlichen Notizen in Reisebeschreibungen beschränken. Vermißt man die Rücksicht auf das religiöse Interesse, so unterlasse ich es abschließend, auf dies Bedürfnis, so weit es ein erbauliches ist, hier weiter einzugehen, nicht als ob ich dessen Verfriedigung für entbehrlich, sondern weil ich sie in einem christlichen Hause für selbstverständlich halte. Lebensbilder aus der Kirchengeschichte gehören daher recht eigentlich in den Bereich gemeinsamer Hauslektüre.

Fragen wir, was besonders aus dem überreichen Garten der Dichtung in eine deutsche Hausbibliothek, die Söhnen und Töchtern offen stehen soll, zu verpflanzen sei, so ist auch hier wieder vor dem gedankenlosen Haschen nach falscher Vollständigkeit zu warnen. Nicht alles freilich eignet sich zu gemeinsamen, manches nur zu einsamen Lesen, aber nichts darf bedenklieh oder unworth sein, überhaupt gelesen zu werden. So verträgt die Lyrik an sich weniger das Vorlesen. Wie sie in der modernen Welt meist monologisch entsteht, so spricht sie auch am lebendigsten zu der einzelnen Seele im gesammelten Alleinsein. Nur im Gesang drängt das Lied, gehoben durch die gefällige Kunst, zur Gemeinschaft.

Es versteht sich, daß neben den beiden großen Klassikern, von denen gleich die Rede sein soll: Kavalis, Uhland, einzelnes von Schenkendorf, Eichendorf, Körner, Arnndt, Rückert, Weibel, Gerol in einer wohlgeordneten Büchersammlung nicht fehlen dürfe. Weit über diese gewählte Schar hinauszugehen, empfiehlt sich kaum. Platen und Heine namentlich sind keine Poeten des deutschen Hauses. Das Drama verlangt seiner Natur nach Darstellung, Verkörperung, und läßt sich diese nicht auf den Brettern oder durch Meisterhaftigkeit eines Vorlesers erreichen, so mindestens durch gemeinsames Lesen in vertheilten Rollen. Hier findet der gefällige Zug des Familienlebens besondere Befriedigung. Auch fordert das Drama am vielseitigsten die denkende Theilnahme heraus und gibt darum den reichsten Gesprächsstoff an die Hand. Es bleibt immer zu bedauern, daß in dem größten Dramatiker der christlichen Aera, in Shakespeare, so vieles, was sich aus der Sitte und dem Geschmack jener Zeiten erklärt, solcher Verwendung im Wege steht. Ich zweifle, ob es einen „Familien-Shakespeare“ gibt und geben kann, aber will man streng und konsequent sein, so würde eine Sammlung, wie wir sie im Auge haben, sich auf einzelne

Stücke des Dichters (Coriolan, Jul. Cäsar vor allem) beschränken müssen, anderes bleibt der Einzellectüre überlassen. Die Frage, wie sich eine Hausbibliothek zu unserer sogenannten klassischen Literatur, vor allem zu Goethe und Schiller zu stellen habe, ist, wie man sie nimmt, leicht oder schwer. Es versteht sich ja, daß auch das Haus das was die Schule gepflanzt, weiter pflegen muß, aber doch nur das wirklich bedeutende und lebensvolle, was noch heute lebt und wohl immerdar fortleben wird, so lange und so weit die deutsche Junge klingt. Wie vieles von dem, was vor einem Jahrhundert groß und scheinbar unsterblich war, ist heute todt und nur ein Städ der Geschichte. Klopstock, dessen Pathos einst das gebildete deutsche Haus wie kein anderer durchdrönte, gehört, soweit er überhaupt noch Rücksicht findet, jetzt in die Schule, nicht in das Haus; Lessing, Goethe, Schiller aber fallen nur mit einem Bruchtheil, die beiden erstgenannten nur mit einem verhältnismäßig geringen, in das Interesse des Hauses und finden dort Verwendung. Man schaffe daher für diesen Zweck nicht die Sammelwerke, sondern eine praktische Auswahl an, wie sie jetzt mehrfach vorliegen. Von Herder ist nur der Cid recht brauchbar. Mitunter haben Männer zweiten Ranges für das Haus ersten Rang. So der Schweizer Hegner, so M. Claudius. Wenn ich diesen (in Auswahl natürlich) warm empfehle, so bin ich mir bewußt, nur insofern pro domo zu reden, als ich für die wahren Interessen des deutschen Hauses rede. Uhlands Dramen in ihrer treuen Schlichtheit und unverfälschten historischen Färbung sollte das deutsche Haus sich nicht entgehen lassen. Aus späteren Zeiten wüßte ich kaum Stücke zu nennen, die vor jener strengen Richtung Stieh hielten. Um so stärker betone ich die Zulassung einzelner antiker Schöpfungen. Voss' Uebersetzungen der homerischen Epen, einzelne Stücke der drei großen attischen Tragiker in der Uebersetzung von Droyßen und Donner sollten, dürften nicht fehlen, wo es auf tiefere Bildung und die Pflege des Schönen durch dessen edelste Gestaltungen abgesehen ist. Es ist hierfür, wie die Erfahrung lehrt, auch die weibliche Jugend leicht zu gewinnen, ja zu begeistern. Goethes Iphigenie z. B. ist die natürliche Bräute zur Antigone. Daß unsere Volksepen, Nibelungen und Gudrun in das deutsche Haus und seine Bücherei gehören, bedarf keiner Begründung.

Das moderne Epos ist der Roman. Wie sich zu diesem das Haus und unser Thema zu stellen hat, ist eine besonders schwierige Frage. Nicht die besondere Schwierigkeit meine ich, daß sich gerade hier so viel moralischer Giftstoff abgelagert, denn diese Gefahr läßt sich verhüten. Es ist vielmehr das allgemeine Bedenken gegen Romanleserei, das die Frage erschwert. Die ungesügelte Neigung dazu ist einer der ersten Schäden unseres Volkslebens, weil sie so leicht den Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit, Sammlung des Geistes, Arbeitsliebe und Pflichttreue untergräbt. Frauen namentlich — wie oft schwanken sie unsät zwischen den Extremen häuslicher Alltäglichkeit und traumhaften Illusionen der Romanlectüre, in welche sie sich vor jener flüchten. Nicht ohne Grund hat man von einer narkotischen Wirkung, ja von einem Opiumrausch gesprochen, den ein fortgesetztes Hingeben an diese erregende Seelennahrung mit sich führe. Eine bloß passive Haltung erzeugt naturgemäß pathologische Zustände, denn echter Genuß, wirkliche Freude verlangt stets auch eine innere Anstrengung, Sammlung und Aktivität der Seele.

Dabei liegt gerade in der weiblichen Natur, auch in der gereifteren, ungleich mehr die Neigung, sich mit den Gestalten und Zuständen solcher Phantasiebilder zu identifizieren, während der reife Mann doch nur selten aus dem Dualismus herausfallen wird, der ihm Kunst und Wirklichkeit auseinanderhält. Dies mit kurzem Wort die allgemeinen, nicht zu unterschätzenden Bedenken. Gleichwohl kann die Hauslectüre so wenig wie die Hausbibliothek der Romanstoffe ganz entzihen. Es ist einmal die poetische Lieblingsform der Zeit; unsere bedeutendsten Dichter arbeiten in diesem Gebiet vor allem und gerade in den letzten Jahrzehnten haben wir Romane und Novellen erhalten, die sich den besten der hier so reichen und gediegenen englischen Literatur ebenbürtig an die Seite stellen können. Und ganz mit den

Bildungsformen seiner Zeit zu brechen darf kein gebildetes Familienleben versuchen wollen. Um so mehr bedarf es gewisser Bürgschaften, welche die bezeichneten Gefahren verhüten oder verringern können. Die erste und nächste ist strengste Auswahl des Besten und Edelsten, statt des Selbstlesens das Vorlesen, am besten der Eltern, die einzelnes auch unterdrücken können und Maß halten werden. Orientirende und leitende Worte verringern die Gefahr bloß leidenschaftlicher Aufnahme.

Bei der Auswahl wird man vor allem darauf sehen müssen, daß auch tiefere Bildungselemente und belehrende Stoffe nicht fehlen, die den Geist anspannen und innerlich beschäftigen. Der historische Roman ist die Form, wo sich jene Forderungen am ersten verwirklichen. Es ist hier der Möglichkeit vorzubauen, daß von der zuhörenden Jugend die erotischen Einlagen als der Kern, die geschichtlichen Vorgänge nur als Schale und zufällige Einleitung angesehen werden. Gerade in Deutschland reichen sich heute gründliche Geschichtsforschung und dichterisches Vermögen die Hand, um große historische Bilder zu schaffen; Bilder mit breitem Pinsel gemalt, die denen zumal die Vergangenheit unseres Volkes zu vergegenwärtigen vermögen, welche nicht an den ersten Quellen trinken können. G. Freytags Ahnen werden fast zum Nationalepos in Romanform, V. Schefels Erkhardt ist ein prächtiges Gewebe aus Romantik und Quellenkunde, F. Dahms Kampf um Rom ein Buch, das bei aller Spannung helle Lichter auf ein großes und tragisches Stück unserer Volksgeschichte wirft; v. Nechtzig's Albrecht Holm (um nur eines seiner Werke hervorzuheben) ist der höchst bedeutende Roman der Reformationsepoche. Sie alle gehören recht eigentlich in eine Hausbibliothek. Ich spreche hier nur von Einzelbeispielen, an eine nur annähernd vollständige Aufzählung denke ich nicht. Von älteren Schöpfungen sind noch immer die Novellen von H. Steffens, besonders Malsolm und die Vier Norweger, für ein höher gerichtetes Familienleben warm zu empfehlen. Freilich stehen sie der Realistik unserer Tage fern, aber es schadet der anders gerichteten Gegenwart nicht, wenn sie auch einmal in eine solche schwungvoll ideale und schwärmerische Welt hineinschaut. Aus der deutschen Gegenwart ist Jeremias Gotthelf (Bisius), trotz einzelner Auswüchse ein Dichter, dem an originaler Gestaltungskraft und Tiefe der Lebensansicht kaum einer zu vergleichen ist dem deutschen Hause hochwillkommen. Die besten Schöpfungen Fritz Reuters sind längst norddeutscher Hausbesitz geworden. Von ausländischen Romanischöpfungen wird das deutsche Familienleben immer noch auf einzelnes von Walter Scott, auf Manzoni's Verlobte zurückkommen, vor allen doch aus der neuenglischen Charaktervollen und darum charakterbildenden Romanliteratur schöpfen. Sie hat in ihren besten Hervorbringungen neben den eben gerühmten Eigenschaften den höheren Vorzug, daß die zu Grunde liegende und sie belebende Weltanschauung, ausgesprochen oder ahnungsweise, meist eine christliche ist, die von einem göttlichen Weltregiment, einer göttlichen Gerechtigkeit weiß und das kämpfende Diesseits mit seinen Schatten und Gegensätzen unter das ewige Licht jenseitiger Leistung stellt. Und dies gilt nicht bloß von Namen wie Ms. Beecher-Stowe und G. Kingsley, M. Yonge und M. Sewell, G. Elliot (Mrs. Evans-Lewes), sondern auch von der ersten Dichtergroße Englands auf diesem Gebiete, von Charles Dickens. Denn nicht in erster Linie die humoristischen, sondern die tief ernststen Romane dieses wunderbar begabten Mannes nenne ich seine besten Werke. Ich beschränke mich auf die Trias: die unvergleichlich liebliche Erzählung von dem Heimchen auf dem Heerde, diese tiefe und sinnige Apologie ehelicher, menschlicher Treue; die Bilder aus der französischen Revolutionszeit in den: Zwei

Städten, und, die Perle von allen, Copperfield, des Verfassers ideale Selbstbiographie in Wahrheit und Dichtung. Neben der einzigen Erzählungsgabe, die jüngst noch Dilthey geistvoll gewürdigt hat, steht eine großartige Erfindung, Feinheit psychologischer Entzählung und eine ethisch religiöse Lauterkeit, die, ohne unmittelbar vom Christenthum zu sprechen, doch in ihren tiefsten Motiven durch und durch christlich ist. Weniger befriedigt diese Heber in der Veranziehung geschichtlicher Stoffe, wo es dem Dichter an gründlicher historischer Bildung fehlt, deren Mangel auch die reichste Phantasie nicht überall zu deden vermag. So enthüllen jene Bilder aus der Revolution die dämonischen Kräfte der Katastrophe meisterhaft, die allgemeinen politischen Motive keineswegs ausreichend. Auf weitere Einzelheiten der englischen Romanliteratur einzugehen, muß ich mir verlagen, aber hier gerade liegen Schätze für unser Familienleben, Ergänzungen für den deutschen Geist überhaupt; und daß es zum Theil Frauenhände sind, die hier schreiben, macht ihre Gaben für unsern Hauptzweck um so sicherer. Dem englischen Reichthum gegenüber treten für unsere Zwecke französische Romane und Novellen weit zurück, wenn auch Souvestre, Töpffer und Olivier einzelnes bieten können.

Aber recht oft muß das Familienleben auch in seiner Gemeinschaft den Boden der Wirklichkeit aufsuchen und auch in seinen Bücheransammlungen hierfür Sorge tragen. Die vaterländische Geschichte zieht vor allem an, und natürlich nicht bloß die politische, sondern auch die kirchliche, Kunst-, Literatur- und Kulturgeschichte. In erster Linie auch in der Form von Biographien. Nichts festelt von geschichtlicher Nahrung die Jugend und die Frauenwelt mehr als Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten. In keiner Hausbibliothek sollten Biographien unserer Hauptreformatoren, York's Leben von Droyßen, F. Perthes Leben, E. M. Arndt's Selbstbiographie und Wanderungen und ähnliches fehlen. Auch dies sollen nur Beispiele sein, die sich unschwer verdoppeln lassen. Aus allgemeineren Geschichtswerken wird man sich meist auf ein ausgewähltes Vorlesen beschränken müssen, aber Werke wie Giesebrechts Kaisergeschichte, Häusers deutsche Geschichte, Ranke's Reformation, G. Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit liefern unter dieser Voraussetzung die gediegensten Stoffe und verdienen es vor vielen, auch in den Familienbesitz überzugehen. Auf knapperem Raume geben anziehende Geschichtsbilder, z. B. die Schel'schen Vorlesungen über die Freiheitskriege und den Prinzen Eugen. Doch ich breche ab der Ueberfülle gegenüber. Nur Anregungen wollte und konnte ich hier geben. Entschließen sich deutsche Familien, Hausbibliotheken in dem bezeichneten Sinne anzulegen und weiter zu bilden, so haben sie einen bleibenden Schatz, eine Quelle der Freude und des Segens, vielleicht noch für Kinder und Kindesfinder gewonnen. Und sollte es meinem kurzen Wort gelingen sein, auch nur einzelne zu einem solchen Schritt zu ermutigen, so meine auch ich einen kleinen Baustein zum innern Bau des deutschen Hauses herbeigebracht zu haben.

**Inhalt:** Ein Weihnachtsgruß vom Daheim. Gedicht von Karl Gerol. — Das Kind des Landwehmannes. Eine Weihnachtsgeschichte von Theodor Hermann Pantenius. — O du frohliche Weihnachtszeit! Von R. K. Mit Illustration von Theuerlauf. — Ein Weihnachtsabend auf der Lokomotive. Von B. — Die Hochzeit. Weihnachtserzählung von der Käthe von F. Meißner. — Am dritten Weihnachtsfeiertage. Von Rudolf Kögel. — Die Spielachen unter dem Weihnachtsbaum. Mit 9 Illustrationen. — Am Morgen nach dem Weihnachtsabend. Originalzeichnung von Karl Böker. — Ein Wort über Hausbibliotheken. Von D. W. Herbst.

### Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal des XIV. Jahrganges. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, die Bestellung auf das zweite Quartal sofort aufzugeben, damit keine Unterbrechung entstehe.

**Daheim-Expedition.**

Verleger: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Feldagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.